1,60 DM / Band 213
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Colette und ihr Fallbeil

Belgien F 35 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Colette und ihr Fallbeil

John Sinclair Nr. 213

von Jason Dark

erschienen am 03.08.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Colette und ihr Fallbeil

Trommelwirbel! Zuerst leise nur, dann immer lauter.

Zum Schluß übertönte er alle Geräusche und schwang wie ein gewaltiges Stakkato zum Himmel, der mit schweren grauen Wolken bedeckt war, als wollte er die grausame Tat unten auf der Erde nicht sehen. Jemand wurde geköpft. Ein Mensch - eine Frau. Jung, schön, mit prächtigem Blondhaar und einem Gesicht, das alle Sünden und Verlockungen der Welt verhieß. In den nächsten Minuten sollte für immer alles Leben aus dem Gesicht der Frau verschwinden. Sie kam bereits.

Das heißt, man hatte sie in den Schandkarren gesperrt, ein fahrendes Gefängnis, dieser Gitterwagen, auf dessen Ladefläche die schöne Manon Descartes hockte und von den alten Weibern angeschrieen und angespuckt wurde. Sie wollten sie auch schlagen, doch die einzelnen Stäbe saßen zu eng, die Hände kamen nicht durch.

»Mit glühenden Zangen sollte man dich foltern, verfluchte Hure!« brüllte ein besonders häßliches Weib, und ihre Augen wurden dabei groß und rund vor Wut.

Da wandte Manon den Kopf. Für den Bruchteil einer Sekunde schaute sie die Schreierin an, die mit ihrer Keiferei sofort aufhörte, denn sie glaubte, hinter der schönen Larve der blonden Frau die Fratze des Gehörnten zu sehen.

Sie wurde still.

Der Wagen rumpelte weiter. Rechts und links des ungepflasterten Wegs stand die Menge. Auch Kinder waren mitgekommen. Für sie bedeutete diese Hinrichtung ein Volksfest mit Musik und Tanz, denn Händler waren gekommen und hatten ihre Zelte aufgebaut.

Gezogen wurde der Wagen von einem alten Pferd. Es trottete dahin und wiegte bei jedem zweiten Schritt seinen Kopf mit der langen Mähne, als würde es selbst Trauer über den baldigen Tod dieser schönen Frau empfinden.

Der Wagen rumpelte auch durch tiefe Schlaglöcher. Vom letzten Regen stand das Wasser darin. Wenn die mit Eisenreifen beschlagenen Räder hindurchfuhren, spritzten die Fontänen hoch und klatschten gegen die Kleidung der Neugierigen.

Noch hundert Meter bis zum Schafott! Auch Blutgerüst genannt von zahlreichen Menschen. Hier sollte sie sterben. Die Schneide würde ihr den Kopf vom Rumpf abtrennen.

Der Trommelwirbel begleitete sie auf den letzten Metern. Soldaten, bewaffnet mit Degen und langläufigen Gewehren, schritten vor und hinter dem Wagen her. Sie räumten die Menschen zur Seite, und manchmal blitzten die aufgepflanzten Bajonette, wenn sie die Gewehre gegen allzu Neugierige vorstießen.

Endlich sollte Manon Descartes sterben. Sie hatte genug Unheil angerichtet, sagten die einen. Vor allen Dingen die Frauen, denn ihnen war die Schönheit der blondhaarigen Manon ein Dorn im Auge. Die Männer dachten da anders. So mancher, der hier am Wege stand, hatte sie schon besucht und schöne Stunden bei ihr verlebt, aber davon wollte jetzt keiner etwas wissen.

Einmal schnaubte das Pferd unwillig, als es von einer schwieligen Hand berührt wurde. Dann aber trottete es weiter. Das Tier kannte den Weg zum Schafott genau, es wußte, daß dort ein. Sack Heu und ein Eimer mit frischem Wasser warteten.

Das Schafott stand vor der alten Herberge, einem grauen Haus,

dessen Wirt sich über jede Hinrichtung freute, denn anschließend wurde bis spät in die Nacht hinein getrunken. Auch für den heutigen Tag hatte er sein Lager gefüllt. Der Rote schwappte in den Fässern, ein Rind und ein Schwein drehten sich auf den Spießen, und es würde wieder ein Kopf zu seiner Sammlung kommen, denn der Wirt hatte die Angewohnheit, die Masken der abgeschlagenen Köpfe zu sammeln und sie an seinem Haus zu befestigen. Deshalb nannte man seine Wirtschaft auch Haus der hundert Köpfe.

Jetzt stand er in der Tür und sah, wie zwei junge Burschen den Korb herbeitrugen, um ihn vor die Guillotine zu stellen. Wenn das Fallbeil nach unten raste, dann fiel der Kopf in den mit Sägemehl gefüllten Korb.

Ein Schauspiel, das alle Anwesenden mitbekommen wollten.

Noch ein paar Meter, dann würde das Pferd anhalten. Die letzten Schritte. Noch einmal steigerten die neben dem Gerüst stehenden fünf Trommler ihren Rhythmus, der allerdings abrupt verstummte, als der alte Gaul anhielt. Stille…

Selbst die Zuschauer wagten nichts mehr zu sagen. Sie kannten das schaurige Ritual und hielten jetzt schon den Atem an.

Der Scharfrichter erschien.

Ein Mann im schwarzen Gehrock, ungesunder Gesichtsfarbe und einer roten Säufernase, die aus dem schmalen Gesicht mit den tückischen Schweinsäuglein stach.

Neben ihm ging der Pfarrer. Ein Mönch in brauner Kutte. Er hielt das Gebetbuch aufgeschlagen und blieb stehen, um zuzusehen, wie Soldaten die Verurteilte aus dem Schandkarren zerrten.

Manche hatten sich gewehrt. Bis zum Schluß hatten sie um Gnade gefleht, gebettelt oder gebeten. Andere hatten getobt, den Henkern und Zuschauern die Pest an den Hals gewünscht und sich noch so lange gewehrt, bis ihr Kopf von kräftigen Händen in die kleine. Mulde gedrückt wurde.

Manon Descartes tat gar nichts.

Ihre Hände waren mit Seilen gefesselt. Sie hielt sie den Soldaten sogar hin, damit die Männer weniger Mühe hatten, sie aus dem Schandkarren zu ziehen.

Die Menge schwieg. Zahlreiche Augenpaare starrten auf die blonde Frau, die zwischen den Soldaten herging. Die Stiefelabsätze knallten auf das Kopfsteinpflaster, mit dem die Hinrichtungsstätte hergerichtet war.

Ein kühler Wind fiel von den Bergen ins Tal und trieb auch die düsteren Wolken weiter.

Das war der Augenblick des Pfarrers. Er trennte sich von dem Scharfrichter, der zum Blutgerüst schritt und die Schneide noch einmal überprüfte, denn der Kopf sollte und mußte mit einem Schlag

des Fallbeils im Korb landen.
Während sich der Pfarrer mit schlurfenden Schritten der Verurteilten näherte, murmelte er die ersten Gebete, doch die Frau wollte ihn nicht hören. Sie maß ihn mit so einem verachtungsvollen Blick, daß der Mönch zurückzuckte, hastig ein Kreuzzeichen schlug und sich nicht mehr blicken ließ. Zeugen behaupteten später gehört zu haben, daß er immer vom Teufel geredet hätte.
Das Schafott wartete, und auch der Henker!
Die Soldaten hatten die Frau an beiden Armen gepackt. Ihre schwieligen Hände waren wie Eisenklammern, allein konnte sich die Delinquentin nie aus den Griffen befreien.
Noch immer sah sie schön aus.
Wenn das lange weiße Kleid mit dem golddurchwebten Stoffgürtel auch verschmutzt war wie das Haar, so zeigten das Gesicht und der tiefe Ausschnitt doch etwas von der Schönheit dieser Frau, die von irgendwoher gekommen war und sich Manon Descartes nannte.
Ein Stirnband hielt ihre Haare fest, und ihre Füße steckten in schmalen Schuhen.
Der Beamte der Stadt kam herbei und verlas noch einmal das Urteil. Als er die Papierrolle auseinanderzog da knisterte es, und selbst die hinten stehenden Neugierigen hörten das Geräusch.
Unbewegt blieb das Gesicht der schönen Manon, als sie die Worte vernahm. Sie kannte sie längst, und sie machten ihr nichts aus. Es vergingen zwei Minuten, bis der Beamte die Rolle sinken ließ und den Soldaten ein Zeichen gab.
Die Männer führten Manon Descartes dicht an das Schafott heran. Sie wollten sie in die Knie drücken, doch die Frau beugte sich von allein. Sie streckte auch den Kopf so vor, daß ihr schlanker Hals in die kleine Mulde paßte, vor der der Korb stand. Sie konnte auf das Sägemehl schauen.
Atemlose Stille senkte sich über die Hinrichtungsstätte. Die Zuschauer in den hinteren Reihen stellten sich auf die Zehenspitzen, um besser sehen zu können. Andere hatten kleine Stühle oder Fußbänke mitgebracht, und die Hand des Henkers lag bereits auf dem kleinen Hebel, den er nur zu kippen brauchte, um das Fallbeil in Bewegung zu setzen.
Obwohl der Henker eine lächerliche Gestalt war, hatten alle Angst vor ihm. Frauen und Kinder machten einen Bogen, wenn sie ihn sahen, und oft hörten die Menschen ihn mit sich selbst sprechen.
Er war ein Geächteter, aber man brauchte ihn. Wer übernahm schon so eine Arbeit?
Der Vertreter der Behörde nickte. Für den Henker das Zeichen.
Plötzlich spaltete ein häßliches Grinsen sein Gesicht. Noch einmal schaute er in die Menge, sah die bleichen, angespannten Gesichter, die

fast hungrig zu nennenden Blicke und sah den Schweiß auf manchen Stirnen. Sie schauten ihn und die Frau an. Jetzt war er der Mittelpunkt.

Dann legte er den Hebel um.

Ein kurzer Ruck am Fallbeil, die schräge Schneide blitzte für einen Moment auf, dann raste sie mit tödlicher Wucht nach unten auf den Hals des Opfers zu.

Ein Schlag.

Gleichzeitig der Schrei der Menge. Erlösung von der nahezu unheimlichen Spannung.

Jetzt mußte der Kopf fallen…

Jetzt!

Aber er fiel nicht. Das Geräusch, mit dem die scharfe Schneide auf den Nacken der Frau getroffen war, hatte wohl nur der Henker gehört. Dumpf und metallisch zur gleichen Zeit, als hätte die Schneide einen Stein getroffen.

Der Henker stöhnte vor Grauen. Er starrte auf das Fallbeil, dann auf die Frau, die regungslos vor ihm kniete, und danach in den leeren Korb. Das Schafott hatte versagt.

Oder…?

Sekunden später kam es zur Panik. Plötzlich waren die Gaffer entsetzt.

Sie rannten weg, sie wollten nichts mehr mit diesem Höllenspuk zu tun haben. Das war ein Werk des Teufels. Er hatte sich seiner Dienerin erbarmt, und auch den Henker hielt nichts mehr auf seinem Platz. Er floh wie die anderen.

Nur der Wirt blieb stehen.

Er allein starrte auf die im Schafott kniende Frau und dann auf die Wand des Hauses, wo die zahlreichen Köpfe hingen. Bei einigen glaubte er, ein Grinsen auf den Lippen zu sehen…

Schreiend rannte der Wirt weg.

***

Das Ereignis schlug hohe Wellen. Aus dem nahen Colmar kamen Polizeibeamte, um den Fall zu untersuchen.

Sie fanden nichts. Kein Schafott und keine Frau. Nur zwei Tage später, da stand dort, wo sich sonst das Schafott befunden hatte, der mit Sägemehl gefüllte Korb.

In ihm lag der Kopf des Henkers!

***

Das Elsaß!

Wer hatte noch nicht von diesem herrlichen Landstrich im Osten Frankreichs gehört?

Ein Paradies, das der liebe Gott in einer Weinlaune erschaffen hatte,

sagten die einen.

Die anderen nannten es die kulinarische Schatzkammer Europas, und um das Essen ging es den meisten Touristen, die das Elsaß durchfuhren oder nur mal einen Abstecher in irgendeinen Ort machten. Es brauchte ja nicht immer Straßburger Gänseleber zu sein, ein kräftiges Sauerkraut nach dem Elsässer Originalrezept schmeckte ebenso gut.

Um das Essen ging es auch Bill Conolly. Der freiberufliche Reporter hatte einen Job übernommen. Da Sheila wegen ihrer Modesachen in Paris weilte und den kleinen Johnny mitgenommen hatte, nahm Bill den Auftrag der Zeitung an und unternahm eine dreitägige Schlemmerreise durch das Elsaß.

Er hatte in seinem Leben viel erlebt und Berichte geschrieben, die man ruhig als haarig und außergewöhnlich bezeichnen konnte, denn Bills Artikel über seine Abenteuerreisen waren ein begehrtes Objekt in allen Verlagshäusern, aber über eine Freßtour hatte er noch nie etwas verfaßt.

Vielleicht mußte man älter werden, um so etwas zu machen, dachte er und hatte sich einen kleinen R 4 gemietet, mit dem er losgondelte. Sein Porsche stand in London, für das Elsaß sollte man sich Zeit lassen.

Gestartet war er in Straßburg, und die Reise führte ihn nach Süden.

Dabei nahm er nicht die Hauptverkehrsstraßen, sondern hielt sich an die weniger befahrenen Wege, denn er wollte nicht nur jagen, sondern auch vom Land etwas sehen.

Zufällig hatte er einen schönen Frühlingstag erwischt, und wenn er dem Wetterbericht Glauben schenken konnte, dann sollte das Hochdruckgebiet noch andauern, das sich über halb Europa ausgebreitet hatte. So etwas war genau nach Bills Geschmack.

Am vergangenen Abend hatte er mit Paris telefoniert und Sheila an den Apparat geholt. Leider war sie unabkömmlich, das bedauerte sie auch, denn das Elsaß hätte ihr gefallen.

Bill schlug vor, noch ein paar Tage dranzuhängen. Sie wollten dann im originellsten Restaurant und Hotel übernachten, daß der Reporter auf seiner Reise entdeckte.

Damit war Sheila einverstanden.

Bill machte sich eifrig Notizen. Er durchfuhr kleine Orte, die man als wirklich malerisch bezeichnen konnte. Hier war die Welt noch in Ordnung, und es sah in diesen Dörfern so aus wie in den Lesebüchern der Kinder vor dreißig Jahren.

Bill kehrte oft ein. Manchmal trank er nur einen Schluck Wasser. Er hatte eine freundliche Art und kam mit den Menschen schnell ins Gespräch.

Der Tag war sehr klar. Bill Conolly konnte zwei Bergzüge sehen. Im

Osten den Schwarzwald, im Westen die Vogesen. Und er wurde auch daran erinnert, daß John Sinclair im Elsaß vor Jahren den Fall mit dem unheimlichen Kreuzritter erlebt hatte.[1]

Ein Beweis dafür, daß dieses Land voller Rätsel und Geheimnisse steckte, und die Bewohner wußten die unheimlichsten Geschichten zu erzählen. So hatte sie Bill auf ein Gasthaus hingewiesen, das er sich unbedingt ansehen sollte. Es war das Haus der hundert Köpfe.

Danach fragte der Reporter, als er zum Mittagessen einkehrte. Das Restaurant lag in einer Seitengasse versteckt, abseits der Hauptstraße.

Bill mußte in einen Keller hinuntersteigen und war von der Kühle und den Ausmaßen des Gastraumes überrascht. Nur wenige Menschen saßen an den Tischen und speisten.

Bill unterhielt sich mit dem Wirt, der persönlich bediente. Er bestellte das Hausgericht, eine Ente auf besondere Art, wie ihm der Wirt versicherte, und als Bill nach dem Haus mit den 100 Köpfen fragte, begann der Wirt zu lachen: »Was haben Sie?«

Der Mann ließ sich neben Bill auf den Stuhl fallen und schlug seine Hand auf die Schulter des Reporters. »Glauben Sie das Märchen etwa auch, das man sich da erzählt?«

»Welches Märchen?«

»Daß diese Manon Descartes umherzieht und Köpfe sammelt. Eine alte Rache, wissen Sie. Und genau die Köpfe, die sie zuvor abgeschlagen hat, verleibt sie der Kopfsammlung am Haus ein. Der Besitzer hat natürlich seine Attraktion und tut nichts, aber auch gar nichts, um die Geschichte zu dementieren.«

»Vielleicht stimmt sie auch«, meinte Bill.

»Nein, nie. Das kann ich Ihnen sagen. Alte Spukgeschichten gibt es hier genug, glauben Sie mir. Und das Haus der hundert Köpfe ist natürlich ein beliebtes Touristenziel im Sommer.«

»Jetzt nicht?«

»Geschlossen haben sie nicht, aber der richtige Betrieb läuft erst gegen Ostern an. Vorher kommen noch nicht viele Touristen. Oft gibt es noch Schnee. Wenn Sie jetzt hinfahren oder dort übernachten wollen, brauchen Sie sich nicht einmal vorher anzumelden.«

»Das gefällt mir.«

»Dann wollen Sie also hin?«

»Klar. So etwas lasse ich mir nicht entgehen.«

Der Wirt grinste. »Möchten Sie noch einen Wein?«

»Nein, um Himmels willen. Mir reicht ein Pokal, ich muß noch Auto fahren.«

»Bei dem Essen…«

»Trotzdem, es hat mich gefreut, Sie kennenzulernen. Ich werde Sie in meinem Bericht erwähnen.«

»Ja, tun Sie das. Es wäre nicht schlecht.«

Bill zahlte und verließ die Gaststätte. Draußen blieb er für einen Moment stehen und schaute auf seine Uhr. Wenn er sein Ziel erreichen wollte, dann mußte er starten, denn am Nachmittag wollte er noch einen anderen Ort besuchen, der wegen seines herrlichen Gewürztraminers bekannt war.

Der Reporter gondelte los. Ein Radio befand sich im Wagen. Bill bekam einen deutschen Sender und hörte, wie die Italienerin Milva das Lied von der Freiheit sang.

Auch er fühlte sich frei, obwohl sich seine Stirn etwas in Falten gelegt hatte. Um dieses Haus mit den 100 Köpfen schien sich in der Tat ein Geheimnis zu ranken, und für so etwas war der gute Bill Conolly immer empfänglich. Natürlich waren die meisten Geschichten an den Haaren herbeigezogen. Irgendwann hatte es immer einen Anlaß gegeben, war etwas Unerklärliches geschehen, und die alten Legenden oder Sagen hielten sich dann manchmal über Jahrhunderte hinweg. Im Laufe der Zeit schmückten die Menschen die Erzählungen aus, aber der Kern blieb zumeist.

Der Wirt hatte den Reporter neugierig gemacht. Er war auf das Haus mit den 100 Köpfen gespannt.

Zuvor jedoch fuhr er durch eine Gegend, wo der herrliche Wein angebaut wurde. Hier schien es der liebe Gott besonders gut gemeint zu haben. Die Hänge, an denen die Reben wuchsen, waren sanft gerundet.

Sie lagen zum Süden hin, so daß die Sonne mit ihrer Kraft auf sie scheinen konnte und den Reben das richtige Wachstum gab. Elsässer Wein wurde in die gesamte Welt exportiert, und auch Bill hatte zu Hause in London einige Flaschen des herrlichen Gewürztraminers im Keller.

Aber im Erzeugerland selbst schmeckte er noch am besten.

Der Reporter nahm sich vor, am Abend eine kleine Weinreise zu unternehmen. Jetzt, am Nachmittag, sammelte er nur Informationen. Er hatte sich bei dem Winzer, den er besuchen wollte, vorher angemeldet, und der Mann empfing ihn mit der Herzlichkeit der Franzosen. Sie gingen sofort in den Keller, wo der Winzer erzählte und Bill zu einer Weinprobe einlud.

Der Reporter trank natürlich nicht. Er schmeckte den Wein nur. Den Geschmack der einzelnen Jahrgänge neutralisierte er mit Käse, bevor er zum nächsten Glas griff und probierte. Zehn Weinsorten probierte er, und jedesmal erschien auf dem schnauzbärtigen Gesicht des Winzers die Sonne, wenn Bill das edle Getränk bis über den grünen Klee lobte.

»Ja, Monsieur, Sie sind ein Kenner«, sagte der Mann und füllte abermals ab.

Auch hier probierte Bill. Dann verdrehte er die Augen. »Monsieur,

das ist der beste Wein.«

Der Wirt strahlte. »Gut, sehr gut. Ich habe ihn bis zum Schluß aufbewahrt. Werden Sie das schreiben?«

»Natürlich.«

»Bravo. Und schreiben Sie auch, daß ich, Jaques Chirron, noch nie gepantscht habe. Bei mir ist alles echt. Da kommt kein Zucker hinzu, wie es manchmal Kollegen von mir machen.«

»Das glaube ich Ihnen gern, Monsieur. Außerdem hätte man es auch geschmeckt. Wenigstens der Kenner.«

»Und Sie sind Kenner!«

»Ein wenig.«

Die beiden verplauderten sich, so daß es für Bill Conolly Zeit wurde, sich zu verabschieden.

»Sie können auch bei mir schlafen, Monsieur. Ich habe noch ein paar gute Lagen…«

»Nein, ich muß weiter.«

»Wo wollen Sie denn übernachten?« Bill sagte es ihm.

»Oh, in diesem Spukhaus.«

»Ist es das wirklich?«

»Ja, das ist es.« Die Miene des Winzers wurde ernst. »In der letzten Zeit sind unerklärliche Dinge geschehen. Sogar die Polizei aus Colmar war da.«

»Und?«

»Nichts, Monsieur, sie haben nichts herausgefunden. Das ist es ja gerade.«

»Was ist denn da genau passiert?« wollte der Reporter wissen.

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen. Aber Gerüchte besagen, daß man einen Kopf gefunden hat. Sauber abgetrennt, wie von einer Guillotine.« Der Wirt bekam große Augen, dann eine Gänsehaut, er schüttelte sich.

»Wieso Guillotine?«

»Das muß irgendwie mit der Vergangenheit zusammenhängen. So genau weiß ich das nicht.«

Bill lächelte. »Ist ja richtig gruselig.«

»Sagen Sie lieber gefährlich.«

»Ich schaue es mir auf jeden Fall an.«

»Wollen Sie nicht doch noch etwas bleiben, Monsieur Conolly?«

»Nein, nein, ich habe Ihre Zeit sowieso schon zu lange in Anspruch genommen, muß Ihnen allerdings gleichzeitig sagen, daß ich es nicht bereut habe.«

»Das freut mich, Monsieur, das freut mich sogar sehr.«

Der Reporter verabschiedete sich und bekam als Gastgeschenk noch vier Flaschen Wein mit. »Trinken Sie diesen guten Tropfen mit Ihrer besten Freundin. Sie werden sehen, hinterher ist sie wie ein Engel im

Bett.«

»Ich bin verheiratet.«

»O wie schade.« Das Gesicht des Mannes verschloß sich.

»Aber glücklich.«

»Das war ich auch einmal, als junger Mann. Aber jetzt schwingt meine Madame das Zepter, und ich habe nichts zu lachen.« Er blickte traurig.

»Sie hat sich mit der Zeit verdoppelt.«

Bill mußte lachen, stieg in seinen Leihwagen und dampfte ab. Der Wirt winkte ihm nach.

Herrliches Elsaß, dachte der Reporter. Wirklich ein Land, in dem man sich wohl fühlen konnte.

Er blieb auf den Nebenstraßen, fuhr weiter zwischen Weinbergen hindurch und schaute der Sonne entgegen, wie sie langsam tiefer sank.

Er hatte noch etwas über dreißig Kilometer zu fahren, um sein Ziel zu erreichen. Solche Aufträge liebte er, die könnten ruhig öfter an ihn herangetragen werden.

Auf das Haus mit den 100 Köpfen war er sehr gespannt. Erzählt wurde davon genug. Bill hoffte allerdings nicht, daß sich die alten Geschichten bewahrheiten würden, denn er hatte keine Lust, in einen Fall hineinzuschlittern. Das Haus interessierte ihn nur aus historischen Gründen.

Dann wurde er aufgehalten, weil eine Schafherde die Fahrbahn überquerte. Die Herde kam links von den Feldern, und der Reporter verkürzte sich die Wartezeit, indem er eine Zigarette rauchte.

Der Himmel, tagsüber war, er von einem strahlenden Blau gewesen, hatte sich verdunkelt. Erste Abendwolken segelten über das Firmament, erreichten auch die Sonne und schluckten viel von ihren letzten Strahlen.

Automatisch wurde es kühler.

Als Bill die Zigarette zu Ende geraucht hatte, war die Fahrbahn wieder frei. Die Schafe verschwanden rechts von ihm, wo ein langer Hang ins Tal führte.

Der Reporter gab wieder Gas. Zwei Minuten später erreichte er eine Kreuzung. Wenn ihn nicht alles täuschte, mußte er rechts ab, um zu seinem Ziel zu gelangen. Links ging es nach Colmar.

Diese Stadt wollte Bill am nächsten Tag besuchen und sich dort bis zum Abend aufhalten. Colmar war die letzte Station auf seiner kleinen kulinarischen Reise.

Vier Nonnen auf Fahrrädern begegneten ihm. Die Schwestern grüßten freundlich, und Bill winkte zurück. Bill fuhr den Höhenweg weiter und sah vor sich, wo er eine Kurve machte, ein dichtes Waldgebiet. Dahinter mußte der kleine Ort liegen, in dem sich auch das Haus mit den 100 Köpfen befand.

Die Straße teilte den Wald. Es wurde dunkler, da die Bäume, an deren Zweigen das erste junge Grün hervorkam, Licht abhielt. Zudem hatte die Kühle zugenommen. Es war ein warmer Tag gewesen, und der jetzige Temperaturunterschied sorgte dafür, daß sich erste Nebelschleier bildeten. Noch hingen sie wie lange, durchsichtige Gewänder zwischen den Bäumen, aber sie würden später an Dichte zunehmen. Die Abendnebel bildeten sich im Frühjahr und im Herbst schnell, so mancher Autofahrer wurde davon überrascht und in einen Unfall verwickelt.

Deshalb wollte Bill zusehen, daß er sein Ziel so schnell wie möglich erreichte.

Die Straße wurde etwas schlechter. Der Leihwagen schaukelte durch die vom Winter hinterlassenen Frostaufbrüche. Tiefe Kuhlen im Boden, und die Federung des R 4 wurde arg strapaziert. Zudem verengten sich noch die Kurven, und Bill mußte mit der Geschwindigkeit heruntergehen.

Es war gut, daß er langsamer fuhr, denn plötzlich huschten vor ihm in wilder Panik mindestens fünf Rehe über die Straße. Irgend etwas hatte die Tiere erschreckt. Bill glaubte daran, daß er und sein Wagen die Schuld trugen. Wie Geister waren die Rehe im Wald verschwunden.

Bill lächelte. »Keine Angst«, murmelte er. »Ich tue euch schon nichts. Bin ja froh, daß es euch noch gibt.«

Einen Herzschlag später lächelte er nicht mehr. Wenige Meter vor ihm, genau mitten auf der Straße, erschien wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein schauriger Gegenstand.

Es war eine Guillotine!

***

Der Reporter bremste.

Er tat dies automatisch, würgte dabei den Motor ab, und der Wagen bockte wie eine alte Ziege. Dann stand er.

Bill Conolly bekam große Augen. Für einen Moment saß er wie ein Denkmal hinter seinem Lenkrad. Die Stille kam ihm auf einmal wie eine Klammer vor.

War die Guillotine echt?

Bill wischte sich über die Augen, weil er an eine Halluzination glaubte, aber es war keine.

Er sah vor sich eine echte Guillotine.

»Das gibt es doch nicht!« flüsterte er, und augenblicklich fielen ihm die alten Geschichten ein, die er auf der Fahrt gehört hatte.

Die Köpfe an dem geheimnisvollen Haus sollten von den Verurteilten stammen. Man hatte die Delinquenten zum Schafott geführt und ihnen die Schädel abgeschlagen.

Durch ein Fallbeil!

Und so ein Fallbeil sah er mitten auf der Straße. Was hatte das zu bedeuten. Sollte es eine Warnung sein, die ihm galt, damit er nicht weiterfuhr?

Bill wußte es nicht, aber er war auch nicht der Typ, der jetzt in Angst und Panik verfiel. Sein Verstand begann klar und nüchtern zu arbeiten, und er fand auch die seiner Meinung nach richtige Lösung. Hier waren übersinnliche Kräfte mit im Spiel. Man konnte es auch als Schwarze Magie bezeichnen.

Nur - was sollte dieses Schafott hier mitten auf der Straße bedeuten?

Es paßte nicht in diese Zeit, und bevor Bill sich selbst eine Antwort geben konnte, wurde das Geschehen vor ihm weitergetrieben.

Am Waldrand bewegte sich etwas. Die Zweige des Unterholzes wurden zur Seite gedrückt, und eine Gestalt verließ den Wald, um auf die Mitte der Straße zu gehen.

Es war eine Frau.

Bills zweite Überraschung war nicht minder groß als die erste, denn die Frau konnte man als eine außergewöhnliche Schönheit bezeichnen. Sie hatte langes blondes Haar, trug ein ebenfalls langes Kleid, das bis zu ihren Füßen reichte, an ihrer Stirn glänzte ein goldenes Band, und um ihre Taille war ein Gürtel geschlungen, der genau in der Körpermitte als langer Schal fast bis zu den Füßen herablief.

Eine faszinierende Frau, ein faszinierendes Bild und gleichzeitig abstoßend, denn die Frau war nicht allein gekommen. Sie zog einen Mann hinter sich her.

Der Mann schrie, und trotzdem vernahm Bill seine Schreie nicht. Es waren stumme Laute. Der Reporter sah nur das entsetzte Gesicht, den weit aufgerissenen Mund und die fast aus den Höhlen springenden Augen. An Händen und Füßen war der Mann gefesselt, zudem noch mit einem Seil so gebunden, daß es unter seinen Schultern herführte und dessen Ende die blondhaarige Frau festhielt. So schleifte sie ihr Opfer über die Straße auf die Guillotine zu.

Plötzlich wußte Bill Bescheid. Hier stimmte alles. Das Schafott, der Korb davor, die Frau, eine Henkerin, und der Mann, das Opfer. Er sollte geköpft werden!

Als Bill das klar wurde, da wußte er gleichzeitig, daß er so ein Verbrechen nie zulassen konnte. Was es auch immer war und darstellen sollte, nie würde er in seiner Gegenwart einen Mord erlauben. Er tastete zum Türverschluß und wollte den Wagenschlag aufstoßen, doch es blieb beim Vorsatz.

Die Tür ließ sich nicht öffnen!

»Verdammt!« fluchte der Reporter. »Das gibt es nicht. Ich muß das Ding doch aufkriegen!«

Keine Chance. So sehr er auch drückte und sich bemühte, da war einfach nichts zu machen, der Wagenschlag blieb verschlossen, und Bill verlor durch seine Bemühungen nur Zeit.

Zeit, die die blondhaarige Frau inzwischen genutzt hatte, denn sie stand bereits hinter dem Blutgerüst.

Der Mann, den sie wie einen Hund hinter sich herzog, wehrte sich. Er warf seinen Körper von einer Seite auf die andere, zog die gefesselten Beine an, trat um sich und wollte auf keinen Fall der tödlichen Klinge zum Opfer fallen.

Bill kämpfte unterdessen, damit er aus dem Wagen kam. Er warf sich gegen die Türen, aber sie blieben verschlossen. Schwarze Magie mußte im Spiel sein, eine andere Erklärung fand der Reporter nicht.

Geschafft gab er es auf.

Er besaß auch keine Waffen. Die Beretta mit den Silberkugeln lag zu Hause. Nie hätte er damit gerechnet, in irgendein Abenteuer zu geraten, doch wie es nun aussah, steckte er bereits bis zum Hals darin.

Das Grauen war wie ein schleichendes Gift. Es kroch in den Wagen und erfaßte auch Bill Conolly, der sich schüttelte, weil eine Gänsehaut über seinen Körper lief. Zudem kam er sich so schrecklich hilflos vor und mußte mit ansehen, wie die Frau ihren Delinquenten mit einer spielerisch anmutenden Leichtigkeit hochhob und dorthin schaffte, wo sich die kleine Einbuchtung befand, in die das Opfer seinen Kopf legen mußte.

Die Frau drückte den Mann auf den Rücken. Sein Hals lag jetzt in der Rundung, und seine weit aufgerissenen Augen starrten über die blitzende und scharfe Schneide des Fallbeils über ihm.

Der Mann wollte wieder hoch, doch die Frau trat neben ihn, hob ein Bein und setzte ihm einen Fuß auf die Brust, so daß er zurückgedrückt wurde und in der Lage blieb.

Verzweifelt schüttelte Bill Conolly den Kopf. Die Hilflosigkeit brachte ihn noch um den Verstand. Die Frau vor ihm, die sich da als Henkerin aufspielte, schien überhaupt nicht zu merken, daß ein Wagen angehalten hatte und sie von einem Zeugen bei ihrem schrecklichen Tun beobachtet wurde.

Sie ließ sich nicht abhalten.

Bill donnerte mit den Fäusten gegen die Scheiben. Das Glas vibrierte, aber es zersprang nicht. Er wollte auf sich aufmerksam machen, er…

Da fiel das Fallbeil nach unten.

Alles ging so schnell, daß Bill Conolly es kaum mitbekam. Er sah nur das Blitzen. Daß er den dumpfen Schlag hörte, war wohl nur Einbildung.

Im nächsten Augenblick landete der Kopf des Delinquenten im Korb.

Einige Sägemehlkörner stäubten noch in die Höhe, bevor sich das Mehl mit dem Blut vermischte.

»Das darf doch nicht wahr sein!« flüsterte Bill. »Verdammt, das gibt es nicht!« Er schaute auf die Frau, die neben der Guillotine stand und lächelte.

Teuflisch lächelte.

Dann nickte sie zufrieden, und einen Lidschlag später waren sie und die Guillotine verschwunden. Auch von dem Opfer sah Bill Conolly nichts mehr.

In Schweiß gebadet, blieb er hinter dem Lenkrad sitzen. Dabei schüttelte er den Kopf, und seine Lippen formten Worte, die er selbst nicht verstand. Ohne daß es ihm richtig bewußt wurde, tastete er zum Türverschluß und drückte gegen den Wagenschlag.

Es wunderte ihn nicht einmal, daß er aufschwang und Bill Conolly den R 4 verlassen konnte. Beinahe wäre er gefallen, so sehr zitterten ihm die Knie. Er bewegte sich auf die Stelle zu, wo die Guillotine und die Frau gestanden hatten.

Nicht ein Tropfen Blut lag auf der Straße. Nichts deutete auf dieses gräßliche Schauspiel hin. Bill Conolly stand auf der Straße wie ein begossener Pudel.

Als es hupte, schreckte er zusammen. Er wandte den Kopf und sah einen Mercedes, der angehalten hatte, weil der R 4 ihm die Weiterfahrt versperrte. Hinter den getönten Scheiben war das Gesicht des Fahrers nicht zu erkennen. Dann fuhr die Scheibe lautlos nach unten, ein Arm erschien, und eine winkende Hand machte Bill Conolly klar, daß er den Wagen zur Seite fahren sollte.

Das tat er auch.

Der Mercedes rauschte vorbei. Bill sah, daß zwei Männer im Wageninnern saßen.

Er holte tief Luft und dachte über das Erlebte nach. Der Schock steckte noch immer in seinen Knochen. Es war einfach unglaublich, was er da zu sehen bekommen hatte. Ein anderer wäre vielleicht schreiend weggerannt, nicht so Bill Conolly. Er wußte genau, daß es unheimliche Dinge gab, daß Schwarze und Weiße Magie existierten und sich bekämpften. Auch Bill Conolly war schon in zahlreiche Abenteuer verstrickt worden, wo Dämonen ein gefährliches Spiel eingeleitet hatten und die Macht an sich reißen wollten.

Wie hier.

Der Reporter war fest davon überzeugt, daß diese geheimnisvolle und makabre Hinrichtung nicht mit normalen Maßstäben zu messen war. Da steckte etwas anderes dahinter, und Bill war fest entschlossen, dies herauszufinden. Allerdings wollte er nicht allein vorgehen, nur seine Fühler ausstrecken. Schließlich war er waffenlos. Nicht umsonst hieß sein bester Freund John Sinclair, den man den Geisterjäger nannte. Er war genau der Mann, der jetzt Feuerwehr spielen mußte. John Sinclair lebte in London, war Oberinspektor bei Scotland Yard

und stand auf der Todesliste der Schwarzblütler ganz oben.

Wenn jemand diesen Fall lösen konnte, dann im Verein mit seinen Freunden Bill Conolly und Suko. Noch am heutigen Abend wollte Bill den Geisterjäger anrufen.

Bevor er sich in seinen R 4 setzte und weiterfuhr, schaute er sich noch einmal nach Spuren um. Er fand keine. Nichts deutete auf das grauenhafte Ereignis hin, das er mit eigenen Augen gesehen hatte.

Der Reporter stieg wieder in seinen Leihwagen. Es war für Bill gar nicht mal einfach, loszufahren. In seinem Kopf wirbelten die Gedanken, er suchte Zusammenhänge und Verbindungen, doch er wußte zu wenig, um jetzt schon Schlußfolgerungen ziehen zu können. Unter Umständen bekam er mehr Aufklärung und Durchblick, wenn er sich das Haus mit den 100 Köpfen anschaute.

Der Wagen rollte langsam in die nächsten Kurven. Bill wollte nicht so schnell fahren, denn er hing noch immer seinen Gedanken nach. Sie waren sehr trübe, ungefähr so, wie er auch die nähere Zukunft sah.

Deutlich stand dieses schreckliche Bild noch vor seinen Augen. Er sah die Guillotine, die Frau von einer nahezu teuflischen Schönheit und wie sie mit einem diabolischen Lächeln auf den Lippen den Mord durchführte.

Bald war alles vorbei.

Verschwunden. Die Frau, das Opfer und das Blutgerüst.

Darüber dachte Bill auch intensiv nach. Er glaubte sogar daran, daß sich eventuell Dimensionen überschnitten oder es zwischen ihnen einen Riß gegeben hatte, so daß aus der Vergangenheit eine Gegenwart geworden war. Ja, vielleicht hatte diese makabre Hinrichtung tatsächlich in der Vergangenheit stattgefunden.

Nein, das ging nicht. Der Mann hatte Kleidung getragen, wie sie in der Gegenwart modern war. Dieser unheimliche Mord hatte stattgefunden.

Bill holte sich noch einmal das Aussehen des Mannes ins Gedächtnis zurück. Da war der braune Anzug, das schüttere Haar, die kleine Gestalt, mit dem dicken Bauch und das grauenhaft verzerrte Gesicht.

Der Wald wurde lichter. An der linken Seite waren die Bäume fast völlig zurückgetreten. Weit fiel der Hang hinab ins Tal, wo sich an seinem Ende Wiesen und Weiden anschlossen, die schon zu dem Ort gehörten, wo das Haus mit den 100 Köpfen stand.

Bill sah auch die Straße, wie sie sich in engen Kehren zu dem Dorf wandt.

Letzte Sonnenstrahlen fielen auf den Hang und ließen das hellgrüne Gras noch frischer erscheinen. Den Ort konnte man mit dem Wort malerisch umschreiben. Nur wenige Häuser zählte das Dorf. Eine Kirche war ebenfalls vorhanden. Um ihren spitzen Turm kreisten Vögel, und ganz oben hockte ein Wetterhahn.

Bill hatte dem Ort nur einen kurzen Blick gegönnt, da er sich auf das Fahrzeug konzentrieren mußte. Als er dann nach rechts schaute und den Straßenrand sah, weiteren sich seine Augen.

Da lag etwas.

Wieder bremste der Reporter, und vor Schreck hüpfte sein Herz aufgeregt in der Brust.

Der Reporter hatte eine schaurige Entdeckung gemacht. Im Straßengraben lag der Torso des Geköpften!

***

»Ich dreh' noch durch!« flüsterte der Reporter und schüttelte den Kopf. »Bald werde ich verrückt, wirklich.« Er holte ein paarmal tief Luft und drückte dann gegen den Wagenschlag.

Diesmal war die Tür nicht verschlossen, und der Reporter konnte aussteigen.

Mit zitternden Knien schritt er auf die kopflose Leiche zu und blieb davor stehen.

Ja, das genau war der Mann, der guillotiniert worden war. Er trug noch den Anzug, und Bill sah auch die Schnittstelle, wo der Kopf vom Rumpf abgetrennt worden war.

Normalerweise hätte der Rest im Blut schwimmen müssen. Hier war nichts. Ein glatter, sauberer Schnitt ohne einen einzigen Tropfen Blut. Bill kam der Verdacht, daß er eine Puppe vor sich hatte und genarrt worden war, deshalb wollte er es genau wissen, bückte sich, streckte den Arm aus und spürte plötzlich das Kribbeln in seinen Fingern.

Er kam nicht mehr dazu, die Leiche anzufassen, denn im gleichen Augenblick löste sie sich vor seinen Augen auf, und der Reporter starrte fassungslos auf die leere Stelle, wo nur das frische, grüne Gras knöchelhoch wuchs.

Von dem Torso keine Spur mehr…

Bill Conolly richtete sich auf und kniff sich selbst in den Arm. Hatte er hier einen Traum erlebt? Nein, es war kein Traum. Er spürte den Schmerz, den Daumen und Zeigefinger hinterlassen hatten und schüttelte den Kopf. Was er erlebt hatte, war tatsächlich geschehen.

Bill ging mit schleppenden Schritten zurück zu seinem Wagen. Dabei atmete er tief durch. So etwas war ihm noch nie vorgekommen, und der hörte, daß sich die Natur auch wieder beruhigt hatte. Die Vögel begannen zu zwitschern und zu singen. Sie waren so lange stumm gewesen, bis der Torso verschwunden war.

Der Reporter startete.

Hier geschah etwas so Unheimliches, daß er allein nicht mehr durchkam.

Er brauchte unbedingt jemand, der ihm zur Seite stand, und das konnte nur John Sinclair sein. So rasch es ging, wollte Bill Conolly den

Geisterjäger in London anrufen.
Als er den Wald hinter sich gelassen hatte, verbreiterte sich auch die Straße. Rechts und links wuchsen Obstbäume. Ein Mittelstreifen war nicht vorhanden, und das Pflaster bestand aus kleinen, viereckigen Steinen, die bei Nässe regelrecht Rutschfallen bildeten.
Zum Glück war es trocken.
Hinter den Bäumen begannen die Felder. Bauern fuhren mit ihren Treckern und Wagen. Sie pflügten die Äcker um oder säten. Ein friedliches Bild begleitete Bills Fahrt, eine kleine Idylle im hektischen Europa.
Niemand wäre auf den Gedanken gekommen, daß sich hier das Grauen festgesetzt hatte. Doch es lauerte. Unsichtbar und versteckt in einer anderen Dimension.
Die ersten Häuser sahen alt aus. Windschiefe Bauten. Zum Teil besaßen sie Holzdächer und auch hölzerne Pfannen. Wind und Wetter hatten sie gebleicht.
Die Straße führte in Kurven durch den Ort. Nur wenige Menschen waren auf den schmalen Gehsteigen zu sehen. Hier und da blitzte die Scheibe eines Geschäfts.
Bill sah einen Lebensmittelladen, einen Metzger, einen Bäcker und eine Reparaturwerkstatt, in der sowohl Fahrzeuge als auch landwirtschaftliche Geräte auf Vordermann gebracht wurden. Unter einem Reklameschild von Peugeot stand ein bärtiger Mann und schaute dem langsam fahrenden Reporter nach.
Conolly suchte das Haus mit den 100 Köpfen. Ein Hinweisschild entdeckte er nicht.
Vor einer Steinmauer, die einen Hang abstützte, über den auch ein Weg führte, spielten drei Kinder Ball. Bill stoppte und fragte nach dem bewußten Haus.
Er bekam die Antwort von einem Mädchen mit langen, blonden Zöpfen.
Es deutete mit dem Finger nach rechts, schlug einen Kreis, und Bill mußte noch einmal nachhaken, bis er sicher war, den korrekten Weg gesagt zu bekommen.
Dann fuhr er weiter.
Das Haus mit den 100 Köpfen lag ein wenig außerhalb der eigentlichen Ortschaft Zu erreichen war es durch eine enge, ungepflasterte Gasse, und Bill hoffte nur, daß ihm kein Wagen entgegenkam. Er hatte Glück.
Unangefochten erreichte er einen leerstehenden Platz, um den sich zahlreiche Häuser gruppierten, denen die Altersschwäche anzusehen war. Zwei Kneipen waren ebenfalls vorhanden, auch ein Eßlokal, sein eigentliches Ziel aber lag hinter dem Platz, wo es nicht mehr weit bis zum Wald war.

Das Haus stand allein.

Von den Köpfen konnte Bill nichts entdecken. Statt dessen sah er ein weiß angestrichenes Gebäude vor sich mit grünen Fensterläden. Es mußte einen Anbau geben, denn im rechten Winkel zu dem neuen Haus stand ein alter Trakt, dessen Dach höher war als das des Neubaus.

Und noch etwas fiel Bill auf.

Zwar parkten einige Wagen vor dem Gebäude, doch der Mercedes, dunkelblau und mit getönten Scheiben stach davon ab, weil es ebenso ein Prunkschlitten war.

Die Beifahrertür wurde aufgestoßen, und ein Mann verließ den Wagen.

Bill glaubte, einen Schlag gegen die Stirn zu bekommen. Der Mann, der da aus dem Mercedes stieg und quicklebendig war, den kannte der Reporter.

Es war der, den die blonde Frau geköpft hatte!

***

Der Mann blieb neben dem offenen Wagenschlag stehen und nahm seine Sonnenbrille ab. Er trug die gleiche Kleidung wie bei dem unheimlichen Vorgang, der Bill Conolly so entsetzt hatte.

Kaum zu glauben…

Der Reporter hatte zuerst aussteigen wollen, er blieb jedoch sitzen, als er sah, daß auch die Fahrertür aufgestoßen wurde und ein Typ in grauer Chauffeursuniform den Mercedes verließ. Der Mann war wesentlich größer als sein Chef, der typische Leibwächter, der sich sofort umschaute und auch einen stechenden Blick in das Innere des Renaults warf.

Bill verzog das Gesicht zu einem Grinsen. Was der Kerl im braunen Anzug zu seinem Chauffeur sagte, verstand der Reporter nicht. Er trieb den Bediensteten wohl zur Eile an, denn dieser nickte und holte aus dem Kofferraum das Gepäck.

Mit zwei Koffern schleppte er sich ab, während der andere schon auf den Eingang des Hotels zugegangen war.

Bill ließ den Wagen anfahren. Die Reifen rollten über die kleinen, hellen Steine vor dem Haus, und der Reporter lenkte den R 4 in den Schatten starker Buchenzweige.

Dann stieg auch er aus. Vom Rücksitz holte er seinen kleinen Koffer, schaute noch einmal am Haus hoch und schritt auf den Eingang zu, der eine Rundbogentür aufwies, die aus guter, alter, dicker Eiche bestand.

Die Klinke war gebogen und aus Metall. Sie ließ sich schwer nach unten drücken.

Eine kühle, kleine und sehr wohnlich eingerichtete Halle empfing

den Reporter. Wände und die gebogenen Decken waren mit Rauhputz bedeckt. Bilder lockerten die Kahlheit auf. Um zur Treppe zu gelangen, mußte Bill einen Rundbogen durchqueren, aber das hatte Zeit. Vorerst wollte er zur Rezeption, die soeben von den beiden Männern aus dem Mercedes verlassen wurde.

Erst jetzt sah Bill das junge Mädchen.

Es lächelte ihn an, und die Kleine kam dem Reporter vor wie eine Frühlingsknospe. Sie trug ein blaues, duftiges Kleid mit ausgebeulten Ärmeln, wie sie jetzt wieder modern waren, und weißen Klappen auf den Schultern.

»Bonjour«, grüßte Bill höflich. »Bonjour, Monsieur. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich hätte gern ein Zimmer, falls Sie eins freihaben.«

»Für eine Nacht?«

»Möglich. Sagen wir lieber für drei Nächte. Und dann hätte ich noch gern eins vorbestellt, da ich einen Freund erwarte. Er wird sicherlich morgen eintreffen.«

»Gern, Monsieur. Auf welchen Namen, bitte?«

Bill nannte seinen und den seines Freundes John Sinclair. Das Mädchen nahm einen Kugelschreiber und trug die Namen in ein aufgeschlagenes Buch. Der Reporter entdeckte auch die beiden Anmeldeformulare, die das Mädchen neben das Buch gelegt hatte. Er legte den Kopf schräg, und es gelang ihm, die Namen zu entziffern, die dort aufgeführt waren.

Mendez Garcia und Raul Ofre.

Bill war zufrieden. So wußte er wenigstens, wie die Männer hießen, die mit dem Mercedes gekommen waren.

Die Kleine schenkte ihm ein strahlendes Lächeln. »Wenn Sie Ihre Daten noch einmal auf das Anmeldeformular eintragen würden, Monsieur?«

»Natürlich, gern.«

Bill war schnell damit fertig, während das Mädchen ihm zuschaute.

»Sind Sie hier angestellt?« fragte der Reporter, als er den Block wieder zurückschob.

»Nein, Monsieur. Meinen Eltern gehört das kleine Hotel.«

»Und hier befinden sich auch die 100 Köpfe?« hakte der Reporter nach.

»Sie haben davon gehört?«

»Zwangsläufig.«

»Sicher, es spricht sich herum.« Das Mädchen senkte den Kopf. »Ich lese gerade, daß Sie von Beruf Reporter sind, Monsieur Conolly. Machen Sie hier Ferien?«

»Nein, nein, ich schreibe einen Bericht über das Elsaß, und da darf Ihr Haus nicht fehlen.«

Interesse blitzte in den blaugrauen Augen des Mädchens. »Was ist das für ein Bericht?«

»Es geht da um Gaststätten, um das gute Essen und auch das Trinken.«

»Haben Sie schon solche Erlebnisse gehabt, Monsieur?«

»Das kann man wohl sagen.« Bill räusperte sich. »Zum Schluß werde ich nach Colmar fahren.«

»Ja, das ist nicht weit von hier.«

»Wie darf ich Sie denn anreden?« erkundigte sich der Reporter.

»Sagen Sie Colette. Ich heiße Colette Dumas.«

»Wie der berühmte Schriftsteller?«

Das Mädchen lachte. »Allerdings habe ich mit ihm nichts gemein. Ich kann nicht einmal richtig Briefe schreiben.« Ihr voller roter Mund verzog sich zu einem herzlichen Lächeln.

»Ach so, da fällt mir noch etwas ein«, sagte Bill. »Wo kann ich denn hier telefonieren?«

»Auf dem Zimmer.«

»Es ist ein Gespräch nach London.«

»So weit?«

»Ja, ich muß mit dem Verleger reden. Eine Zelle haben Sie nicht vielleicht?«

»Ja, natürlich. Gleich um die Ecke. Nach dem Durchgang.«

»Danke sehr!«

Bill nahm seinen Koffer und ging. Als er die schmale Tür aufzog, da hatte er die Schrecken schon wieder verdaut. Wenn John Sinclair erst einmal hier war und vielleicht auch noch Suko mitbrachte, würden sie dem Spuk schon einheizen…

***

Wir machten einen Krankenbesuch!

Irgendwie standen Suko und ich wie Falschgeld vor dem Bett und schauten zu, wie der Patient unser Mitbringsel auspackte, bei dessen Einkauf sich Glenda Perkins sehr viel Mühe gegeben hatte.

Der Patient war Sir James Powell. Und ausgerechnet er lag im Krankenhaus.

So etwas hatte ich noch nie erlebt. Diese Tage in der Klinik waren allerdings eine Folge des letzten Falls, der in Ostdeutschland seinen Anfang genommen hatte und dessen Finale sich in Island zutrug, wo wir den Herrn der roten Hölle kennengelernt hatten.[2]

Suko und ich hatten ihn nicht besiegen können. Das war Myxin und Kara vergönnt gewesen, die einen Feind aus dem alten Atlantis endlich zur Hölle schicken konnten. Wir hatten dabei auch erfahren, daß aus der Haut des Dämons die Dämonenpeitsche geflochten worden war. Die Stellen, wo jemand die Haut abgerissen hatte, waren

noch immer bei ihm zu sehen gewesen. Myxin hatte auch die Waffe des roten Dämons an sich genommen, einen braunen Speer, der ebenfalls ein Geheimnis in sich bergen mußte, was bisher noch keiner von uns kannte.

Und durch die Dämonenpeitsche war auch Sir James so verletzt worden.

Allerdings durch eine falsche, die der Dämon uns untergejubelt hatte.

Die Peitsche hatten wir in unserem Büro vorgefunden, und sie machte sich plötzlich selbständig, in dem sie Sir James angriff und mit den Lederriemen sein Gesicht traf. Tiefe Wunden blieben zurück, so daß unser Chef ins Krankenhaus eingeliefert werden mußte.

Jetzt lag er bereits den vierten Tag im Bett und erschien uns griesgrämiger als je zuvor. Die Verbände hatte man ihm abgenommen und lange Pflasterstreifen über die Haut geklebt. Ziemlich nervös riß er das bunte Geschenkpapier auf und schaute nach, was wir ihm mitgebracht hatten.

»Eine Schallplatte«, sagte er und schüttelte leicht den Kopf. »Was soll ich denn damit?«

»Schauen Sie mal auf die Vorderseite, Sir.«

Der Superintendent drehte die LPi herum, schob die Brille höher, und seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln.

Da wußten wir, daß wir seinen Geschmack genau getroffen hatten.

»Die Reden der Königin in Ausschnitten«, murmelte er und nannte gleichzeitig den Titel. »Wer ist denn auf die Idee gekommen?«

»Glenda Perkins.«

»Da hat sie genau das richtige erwischt. Bestellen Sie ihr meinen herzlichsten Dank. Und Ihnen möchte ich auch danken.«

»Keine Ursache, Sir«, meinte Suko.

Vorsichtig legte der Alte die Platte zur Seite und tastete mit den Fingerspitzen über die langen Pflasterstreifen. »Ich sehe scheußlich aus, wie?«

Ich hatte schon Nicht-viel-anders-wie-sonst auf der Zunge, als ich die Antwort im letzten Moment herunterschluckte und statt dessen sagte: »Das geht auch vorbei, Sir.«

»Man hat mir Hautteile aufgepflanzt.«

»Und woher hat man die genommen?« erkundigte ich mich scheinheilig.

»Das möchten Sie wohl gerne wissen, wie?«

Ich grinste. »Dann können Sie in der nächsten Zeit wohl schlecht sitzen, Sir?«

»Sinclair!« knurrte er. »Wann endlich werden Sie es lernen, Respekt vor Ihren Vorgesetzten zu haben? Sagen Sie mir das mal!«

»Ich weiß es nicht.«

»Der nie«, meinte Suko.

»Ja, das Gefühl habe ich auch.« Sir James drehte sich auf die Seite.
»Verdammt, ich will hier raus. Komme mir vor wie im Knast. Kann nicht ins Büro, nicht in den Club…«
»Ein halbes Büro haben Sie doch schon hier«, unterbrach ich den Superintendenten, wobei ich auf die zahlreichen Akten deutete, die auf einem fahrbaren Wagen neben dem Bett lagen.
»Ja, das stimmt. Aber die wollten mir diese verfluchten Kurpfuscher doch auch wegnehmen, aber denen habe ich es gegeben.«
Ich mußte lachen, als ich mir vorstellte, wie Sir James getobt hatte. Die armen Schwestern und Ärzte. Der Alte war bestimmt kein leichter Patient.
»Bei uns gibt es auch nichts Neues«, sagte ich.
Sir James fixierte mich scharf. »Wohl faul gewesen, als ich nicht da war, wie?«
»So ungefähr, Sir. Ich habe nur überlegt, ob ich nicht mal Urlaub machen soll. Bill Conolly hat mir sogar eine preiswerte Kreuzfahrt empfohlen, die nach Norwegen und in die Fjorde führt. Sie dauert nur eine Woche. Ich überlege, ob ich nicht mitfahren soll.«
»Unterstehen Sie sich.«
»Urlaub habe ich genug.«
»Das stimmt, aber Sie sind immer im Dienst. Wie auch ich…«
Wie bestellt klingelte das Telefon. Sir James lebte regelrecht auf. Da wollte jemand was von ihm. Er grabschte nach dem Hörer und meldete sich mit einem forschen »Ja«.
Danach verzog sich sein Gesicht. Er knurrte ein paarmal und reichte den Hörer an mich weiter.
»Wer ist es denn?« fragte ich.
»Keine Ahnung. Das Gespräch kommt aus Frankreich.«
Ich wußte auch nicht Bescheid, dachte aber an Tanith, die Wahrsagerin, die in Paris lebte. Vielleicht wollte sie etwas von mir. Nein, nicht ihre Stimme vernahm ich, sondern die meines Freundes Bill Conolly.
»Du bist es?«
»Ja, John, genau, und ich rufe aus dem Elsaß an.«
»Was ist denn los?«
»Die Köpfe«, erwiderte er.
»Rede keinen Quatsch und komm zur Sache.«
»Ich bin mittendrin. Hör genau zu, John, es wird dich interessieren…«
Dann berichtete Bill per Telefon. Das Gespräch wurde verdammt teuer, aber es lohnte sich auch. Ich machte mir Notizen, denn in Reichweite lag ein Block.
Sir James und Suko schauten zu. Beide wollten wohl mitlesen, aber mein Gekritzel konnte nur ich selbst entziffern.

Nach zehn Minuten war alles gesagt.

»Okay, Bill, sollte irgend etwas dazwischen kommen, rufe ich an. Du hast mir ja die Nummer gegeben. Ansonsten sind wir morgen am Nachmittag wohl bei dir.«

»Alles klar. See you. Und viele Grüße an den alten Pavian Powell.«

Die letzten Worte mußte Sir James wohl gehört haben, denn er lief rot an. »Keinen Respekt mehr!« zischte er. Dann ließ er seinen Zorn an mir aus. »Der Urlaub ist gestrichen. Wenn dieser Conolly deswegen angerufen hat, machen Sie ihm klar…«

»Nein, Sir, es geht um einen Fall.«

»Wie?«

»Das möchte ich Ihnen ja gerade darlegen.«

»Dann raus damit.«

Ich berichtete, was mir Bill erzählt hatte. Sir James hörte geduldig zu.

Wie auch Suko und ich wußte er ebenfalls, daß der Reporter kein Spinner war. Wenn Bill wegen so einer Sache anrief, hatte sie Hand und Fuß.

»Und Sie wollen also ins Elsaß?« fragte mich der Superintendent.

»Ja, mit Suko.«

»Damit steht unsere Abteilung leer.«

»Wird ja nur für kurze Zeit sein.«

»Und Ihr Urlaub, diese komische Kreuzfahrt?«

»Die verschiebe ich, Sir.«

»Meinetwegen fahren Sie. Aber beeilen Sie sich. Ich will hier keinen Ärger in London. Weder mit Dämonen noch mit finsteren Wesen wie halbirren Killern…«

»Sir, wir tun alles, was in unserer Macht steht«, sagte ich.

»Zu wenig, Sinclair, zu wenig. Denken Sie daran, mein Lieber, die Mordliga existiert noch immer.«

Da hatte ich mein Fett weg. Sir James war zufrieden. Er hatte wieder das letzte Wort behalten.

Wie immer…

***

Zum Abendbrot hatte sich Bill Conolly einen Pfannkuchen Art des Hauses bestellt. Er war sehr zufrieden damit, denn die Füllung traf genau seinen Geschmack.

Hackfleisch, verschiedene Gewürze und all dies in einen lockeren Teig gepackt, war schon ein rechter Gaumengenuß. Hinzu kam der Wein.

Eigene Abfüllung hatte ihm Colette gesagt, die auch bediente. Das war zu schmecken.

Fast hätte der Reporter vergessen, weshalb er überhaupt in diesen

Landstrich gekommen war, denn der Bericht interessierte ihn kaum noch. Aus dieser Vergnügungsfahrt war urplötzlich ein Fall geworden, und Bill glaubte nicht daran, daß die Dinge, die er gesehen hatte, einfach nur Halluzinationen gewesen waren. Nein, dahinter steckte weitaus mehr.

Er war froh, daß John Sinclair zugesagt hatte. Denn Bill traute sich nicht, diesen Fall allein anzugehen. Nicht aus Angst, sondern aus reiner Überlegung. Schließlich war er waffenlos. Die andere Seite konnte ihre Möglichkeiten voll ausspielen. Das Haus mit den 100 Köpfen hatte er noch nicht bewundert. Bewußt nicht, denn er wollte nicht zuviel Neugierde zeigen. Nach dem Essen wollte er einen kleinen Spaziergang unternehmen und rein zufällig sich den eigentlichen Grund seines Kommens ansehen.

Mit Paris hatte er auch telefoniert. Leider war Sheila noch unterwegs. Bill hätte ihr von der Wendung des Falles auch nichts erzählt, er hatte nur ihre Stimme hören wollen.

Der Speiseraum war klein, aber gemütlich eingerichtet. Er entsprach den Proportionen des Hotels. Nur keinen Prunk. Die Holzbalken unter der Decke glänzten noch vom frischen Anstrich. Auf den Tischen brannten kleine Lampen mit bunten Schirmen. Blumenbänke teilten die Tische praktisch so ab, daß jeder das Gefühl haben konnte, für sich allein zu sitzen.

Das hatten die Besitzer geschickt gemacht.

Nachdem Bill seinen Pfannkuchen gegessen hatte, lehnte er sich entspannt zurück und klopfte auf seinen Bauch. Im Glas schimmerte noch der Wein, aber Bill war satt.

»Kein Dessert mehr, Monsieur?« fragte jemand neben ihm.

Als Bill hochschaute, sah er einen Mann im blauen Anzug. Sein Kopf war fast kahl. Die Hakennase stach aus seinem Gesicht, und die Lippen wirkten scharf wie Messer.

»Nein, danke, ich bin wirklich satt.«

»Schade, Monsieur, wir haben wirklich sehr gute Desserts.«

»Aber es paßt nichts mehr rein«, beschwerte sich Bill.

Der Mann nickte. »Ja, ja, ich kann das verstehen. Meine Tochter hat mir berichtet, weshalb Sie unser Land bereisen. Da haben Sie einen großen Fehler gemacht, Monsieur.«

»Wieso?«

»Sie hätten sich mehr Zeit nehmen sollen.«

»Da haben Sie recht, Monsieur…«

»Ich heiße Meier. René Meier. Meine Vorfahren stammen zwar aus dem Elsaß, aber Sie kennen sicherlich die Geschichte dieses kleinen Landes. Mal deutsch, mal französisch, dann wieder deutsch, jetzt französisch.«

Bill nickte. »Das stimmt.«

»Und Sie wollen gern die Köpfe sehen?« fragte der Wirt.
»Hat Ihnen Ihre Tochter das auch gesagt?«
»Sie war so frei. Sie stammt aus erster Ehe und heißt deshalb Dumas.«
Bill beschloß, nicht so großes Interesse zu heucheln. »Nun, das ist nicht so wichtig, Monsieur. Ich bin nur darauf gekommen, weil man es mir auf der Fahrt erzählt hat. Deshalb habe ich auch diesen Besuch nicht versäumt.«
»Ich danke Ihnen, Monsieur. Aber die Leute machen viel zuviel her.«
»Wie meinen Sie das?«
»Nun, mit den Köpfen.«
Jetzt wurde es interessant. Bill deutete auf einen freien Stuhl. »Wollen Sie nicht platznehmen, Monsieur Meier?«
»Wenn ich Sie nicht aufhalte?«
»Ganz und gar nicht. Ich bin ja froh über ein wenig Unterhaltung, wenn Sie verstehen…«
»Sicher, Monsieur, sicher. Aber die nächste Runde, die geht auf meine Kosten.«
»Da sage ich nicht nein.«
»Colette! Bring uns noch einmal von der Hausmarke.«
Das Mädchen kam. Es hatte sich umgezogen, trug jetzt einen bunten Rock und dazu eine weiße Bluse, die einen tiefen Ausschnitt zeigte. Bill bekam einen trockenen Hals. Diese Kleine strahlte einen natürlichen Sex aus, dem er sich nicht so leicht entziehen konnte. Das blonde Haar trug sie weiterhin offen, sie war nur dezent geschminkt, und ihr Parfüm konnte die Sinne eines Mannes umschmeicheln. Dabei warf sie Bill einen Blick zu, der einen Eisberg zum Schmelzen gebracht hätte.
»Na, dann auf Ihre Gesundheit«, sagte der alte Meier und hob sein Glas.
Auch Bill nahm den Pokal. Die Männer prosteten sich zu, tranken, und Bill nickte begeistert. »Das ist in der Tat ein edler Tropfen, Monsieur.«
»Kann man sagen.« Der Wirt stellte den Pokal zurück auf den Tisch.
»Wir haben nie sehr viele Gäste«, begann er zu erzählen.
»Das wundert mich. Schließlich ist dieses Haus berühmt.«
»So sehr auch nicht.« Meier winkte ab. »Es gibt in Colmar ein Haus mit Köpfen. Das ist weltbekannt und kann sich vor Touristen und Schaulustigen nicht retten. Aber hier…« Er hob die Schultern und ließ seine Worte ausklingen.
»Die Leute sprachen nur von diesem Haus.«
»Die Einheimischen?«
»Natürlich.«
»Sie meinen es gut. Sie wollen, daß auch zu mir mehr Gäste

kommen. Im Sommer ist es ja voll, aber im Winter oder im Frühjahr, da leben wir von dem, was wir in den Sommermonaten eingenommen haben. Das ist jetzt keine Übertreibung.«

»Aber wie kommen die Köpfe an das Haus?« erkundigte sich Bill Conolly. »Das muß doch eine Geschichte haben.«

»Eine sehr blutige sogar.«

»Berichten Sie.«

Der Wirt lächelte. »Sie sind Reporter und immer an einer guten Story interessiert, aber da ist auch viel Mache und Sage bei. Wenn nicht alles ins Reich der Legende fällt.«

»Manche Legenden haben einen wahren Kern.«

»Da haben Sie allerdings recht. Wo Sie Ihren Wagen geparkt haben, Monsieur Conolly, da befand sich vor 150 Jahren noch das Schafott oder Blutgerüst. Hier wurden Verbrecher geköpft und auch Hexen. Ja, besonders die Hexen, denn dieser Glaube hat sich in den Tälern des Elsaß noch lange gehalten. Und den alten Anbau, den Sie gesehen haben, der stand damals schon und war ein Lokal. Einer meiner Vorgänger, der das alte Gasthaus leitete, frönte einem etwas makabren Hobby. Er ließ sich von den Verurteilten Totenmasken herstellen und befestigte sie an der Wand des Hauses. Da sehr viele Menschen hingerichtet wurden, waren die Köpfe dementsprechend zahlreich. Da kamen leicht hundert zusammen. Es war immer ein Drama, wenn er den Verurteilten kurz vor ihrem Tod die Maske abnahm. Eigentlich gehörte so etwas verboten, doch der Wirt hatte gute Beziehungen, er gab oft Freibier und auch kostenlos Wein für die Oberen der Gemeinde, und man ließ ihn deshalb nicht nur in Ruhe, sondern unterstützte ihn noch. So kamen dann die Köpfe an die Hauswand.«

»Das ist alles?« fragte Bill.

»Ja, eigentlich.«

Der Reporter hob sein Glas und nahm einen Schluck. »Wieso sagen Sie eigentlich?«

»Bei einer Hinrichtung, der letzten übrigens, soll es einen Zwischenfall gegeben haben.«

»Welchen?«

Meier lachte. »Das gehört wieder ins Reich der Fabel, denn die Leute haben viel herumerzählt, wobei ich nicht weiß, ob das etwas mit dem eigentlichen Fall zu tun hat.«

»Erzählen Sie es trotzdem.«

»Also gut. Es ging da um eine schöne Frau. Sie war nicht direkt als Hexe verschrien, aber sie hatte ein lockeres Leben geführt. Heute hätte man Nutte oder Callgirl gesagt. Auf jeden Fall war sie den Weibern im Dorf ein Dorn im Auge. Den Männern natürlich nicht, denn so mancher von ihnen hatte Manon Descartes, so hieß die Frau, heimlich besucht und die Freuden der Liebe genossen, die ihm zu Hause vom

Eheweib verwehrt wurden. Irgendwann kamen die Frauen dahinter, und sie schlossen sich zusammen. Sie reichten so etwas wie eine Petition an den Bischof von Straßburg ein, der seine Leute schickte, die der Sache auf den Grund gingen. Kaum waren sie hier, als das Wort Hexe die Runde machte. Nur zu gern griffen es die Gesandten des Bischofs auf. Es wurden Zeugen gesucht, die sich sehr schnell fanden. Fast alle Frauen aus dem Ort stellten sich gegen Manon, während sich die Männer verständlicherweise zurückhielten. Der langen Rede kurzer Sinn. Manon Descartes wurde zum Tode verurteilt.«

»Nahm der Wirt auch ihre Maske?« fragte Bill.

»Natürlich, denn so eine hübsche Frau fehlte ihm noch in seiner Sammlung. Im Gegensatz zu vielen anderen Verurteilten wehrte sie sich nicht. Auch nicht, als der Schandkarren sie zum Schafott fuhr. Sie sagte überhaupt nichts und bot den Menschen kein Schauspiel wie viele andere es getan hatten.«

»Wurde sie geköpft?«

Da hob der Wirt den Blick, räusperte sich und schaute Bill Conolly seltsam an. »Ja und nein.«

»Wieso?«

»Jetzt beginnt meines Erachtens die Legende, Monsieur. Conolly. Als die Frau ihren Kopf unter das Schafott gelegt hatte und der Henker das Fallbeil in Bewegung setzte, da jagte es zwar nach unten, traf auch den Hals der Frau, aber die Schneide hackte den Kopf der schönen Manon Descartes nicht ab.«

»Wie?«

»Sie haben richtig gehört, Monsieur Conolly. Der Kopf der Frau blieb auf den Schultern. Ihr Hals stoppte das Fallbeil.«

»Unwahrscheinlich«, flüsterte Bill.

»Ja, der Meinung bin ich auch.«

»Und wie ging es weiter?«

»Überhaupt nicht. Die Leute flohen. Sie schrien, und die Panik war groß. Jeder glaubte an einen Eingriff des Teufels. Das mußte auch so gewesen sein, der Legende nach verschwand das Schafott nämlich. Und zwar mit der Frau.«

»Wo ist es jetzt?« fragte Bill.

René Meier hob die Schultern. »Da fragen Sie mich zuviel, Monsieur Conolly.«

Die Geschichte hatte den Reporter angemacht. Er leerte das Glas in einem Zug und spürte auch, wie ihm das Blut dabei ins Gesicht stieg, woran allerdings auch der Wein die Schuld tragen konnte und nicht allein die Erzählung.

»Da gibt es noch etwas«, flüsterte der Wirt, wobei er sich vorbeugte und sein Gesicht in den Schein der kleinen. Lampe geriet und nur der

Mund und das Kinn im Schatten blieben.
»Und was?«
»Das Unheimlichste kommt noch, Monsieur Conolly. Tage später, da war der Korb plötzlich wieder da.«
»Sagen Sie nur.«
»Ja, Monsieur. Und wissen Sie, was in dem Korb lag?«
»Nein.«
»Der Kopf des Henkers!«
Bill schluckte und schaute René Meier überrascht an. »Und das entspricht den Tatsachen?«
Meyer hob die Schultern. Er lehnte sich dabei wieder zurück. »Wie gesagt, eine Legende, Monsieur. Mehr kann ich Ihnen auch darüber nicht sagen. Ob Sie die Geschichte nun in Ihrem Bericht bringen, bleibt Ihnen überlassen.«
»Natürlich…« Bill dachte nach. »Eine Frage noch. Ist diese Manon Descartes mal wieder aufgetaucht?«
»Wie meinen Sie das?«
»Ich wollte wissen, ob sie später erschienen ist.«
»Als Geist?«
Bill lächelte. »Das geht ja wohl schlecht, da sie eigentlich nicht tot war.«
Auch René Meier leerte seinen Pokal. »Davon habe ich nichts gehört, Monsieur.«
»Und was sagt man im Dorf?«
»Die Geschichte geriet in Vergessenheit. Fast jede Stadt oder jeder Ort hat so seine Märchen und Legenden hier. Das ist wie bei Ihnen in Schottland.«
»Aber die Köpfe sind noch zu sehen?«
»Natürlich. Sie brauchen sich nur die Rückseite des alten Gasthauses anzuschauen. Dort hängen sie der Reihe nach an der Wand. Wie in einem großen Viereck. Mein Vorvorgänger hat sich alle Mühe mit seiner makabren Sammlung gegeben.«
Der Wirt wollte noch etwas hinzufügen, wurde jedoch abgelenkt, weil er Stimmen und Schritte vernahm.
Zwei Männer betraten den Raum. Es waren die beiden aus dem Mercedes. Der kleinere ging voran. Bill überlegte kurz, dann fiel ihm der Name des Kerls ein.
Mendez Garcia.
Er hatte sich nicht umgezogen, trug noch immer den braunen Anzug.
Zwei Schritte hinter ihm ging sein Chauffeur und Leibwächter, der finstere Typ, der seinen Chef um Haupteslänge überragte. Die Mütze hatte er jetzt abgenommen. Raul Ofre besaß schwarzes Haar, das glatt nach hinten gekämmt war. Deutlich sah Bill die leichte Ausbuchtung unter der grauen Jacke.

»Sie müssen mich entschuldigen.« René Meier lächelte und schob seinen Stuhl zurück. »Die Herrschaften wollen sicherlich speisen, und ich bin auch der Koch.«

»Kennen Sie die Männer?«

»Nein, noch nie gesehen. Aber sie haben sich hier mit zwei anderen Männern verabredet. Ich nehme an, daß es Geschäftsleute sind, die irgendeinen Deal vorhaben.«

»Das hört sich nach Rauschgift an.«

»Wir wollen nicht gleich das Schlimmste befürchten.«

René Meier nickte Bill noch einmal zu und ging, während seine Tochter Colette die beiden Neuankömmlinge nach ihren Wünschen fragte.

Bill zündete sich eine Zigarette an. Was er da gehört hatte, war sehr interessant gewesen. Die Frau war verschwunden. Man hatte sie nicht köpfen können, aber er hatte sie gesehen. Obwohl er nichts über ihr genaues Aussehen wußte, ging der Reporter davon aus, daß es Manon Descartes gewesen war, die ihn da auf der Straße aufgehalten hatte, um den Mann hinzurichten, der dicht in Bills Nähe hockte.

Nur - wie paßte das alles zusammen? Der Mann lebte, obwohl er hingerichtet worden war.

Hatte er vielleicht eine Projektion in die Zukunft erlebt? So unwahrscheinlich sich dies auch anhörte, aber Bill ging erst einmal davon aus, denn eine andere Erklärung hatte er im Moment nicht zur Hand.

Er setzte sich etwas bequemer hin und drehte sich dabei auch zur Seite.

Sofort traf ihn ein scharfer Blick des in grauer Livree steckenden Leibwächters.

Andere hätten vielleicht schnell zur Seite geschaut, doch Bill war kein Feigling. Er hielt dem Blick stand, grinste sogar und erkundigte sich lauernd: »Ist was? Wollen Sie ein Foto von mir?«

Jetzt wurde auch Mendez Garcia aufmerksam. Sein Gesicht verzog sich.

»Was ist los?« fragte er.

»Nichts«, erwiderte Bill. »Ihr komischer Gorilla scheint mich mit seiner Braut zu verwechseln.«

Garcias Blicke flogen zwischen Bill und Ofre hin und her. Dann sagte der Mann: »Halt dich zurück, Raul!«

Wie ein gehorsamer Hund reagierte der Hüne. Seine knochigen, langen Finger umklammerten den Weinpokal so hart, als wollten sie ihn zerbrechen.

Die beiden wollte Bill unbedingt im Auge behalten. Denn zumindest einer schien mit dem seltsamen Fall unmittelbar zu tun zu haben. Der Reporter dachte wieder an das Haus mit den 100 Köpfen und daran,

daß er es noch besichtigen wollte. Es war zwar dunkel, aber einen ersten Eindruck konnte er sich zumindest verschaffen.

Im Foyer traf er auf Colette Meier. »Sie wollen noch einmal weg?« fragte das Mädchen und lächelte ihn an.

»Ja, ein wenig frische Luft schnappen.«

»Das ist gut.« Sie deutete in Richtung Speiseraum. »Ihren Tisch kann ich Ihnen auch morgen zum Frühstück reservieren, wenn Sie möchten. Monsieur Conolly.«

»Das wäre sehr lieb.«

»Wir stellen unsere Gäste eben immer zufrieden.«

»In jeder Beziehung?« fragte Bill.

»Möglich.«

»Na denn«, sagte der Reporter und drehte sich um. Der letzte Blick des Mädchens ging ihm nicht aus dem Kopf. Himmel, die Kleine konnte einem Mann wirklich gefährlich werden. Die hatte es faustdick hinter den Ohren.

Bill Conolly schüttelte sich, als er nach draußen in die Kühle trat. Die Temperatur war doch um einiges gesunken, und er atmete ein paarmal tief durch.

Vor dem Haus brannte kein Licht. Allerdings war die Lampe über der Tür angezündet worden. Der helle Lichtkreis streifte auch den Reporter.

Weiter vorn sah er die Lichter des Dorfes. Sie wirkten wie ferne Sterne.

Bill war der einzige draußen. Er ging um den neuen Teil des Gebäudes herum, um an die Rückseite zu gelangen, wo auch der alte Bau liegen sollte.

Gras dämpfte seine Schritte bis zur Geräuschlosigkeit. Er sah auch den nahen Wald. Der Nebel hatte sich nicht verdichtet. Noch immer lagen seine feinen Schleier zwischen den unteren Teilen der Bäume wie graue, durchsichtige Fahnen.

Der Wald strahlte etwas Geheimnisvolles, Unheimliches aus, wie Bill meinte. Vielleicht irrte er sich auch, und es lag einfach mir an der ganzen Stimmung, die ihn umfaßt hielt.

Parallel zur Rückseite des neuen Gebäudes ging er weiter. Wie bei vielen Lokalen, so standen auch hier zwei große Müllcontainer, in denen der Abfall untergebracht wurde. An der Hauswand lehnte eine alte Leiter, und daneben rostete ein vorsintflutliches Kühlschrankmodell vor sich hin.

Hinter keinem der Fenster brannte Licht. Die Zimmer lagen in der ersten Etage. Als Bill den Kopf in den Nacken legte, sah er über ihnen das Dach und einige kleine Luken, deren schräg in der Fassung steckendes Glas bleiern schimmerte.

Dies alles interessierte den Reporter nicht sonderlich. Für ihn zählte

allein die Wand mit den 100 Köpfen.

Und die hatte Bill bald erreicht.

Als er sie genauer in Augenschein nahm, war er doch überrascht. Eine kalte Gänsehaut rieselte über seinen Rücken, denn mit diesem Anblick hatte er nicht gerechnet.

Die Köpfe sahen aus, als wären sie vielleicht vor zehn Jahren dort angebracht worden, aber nicht vor mehr als 150. Sehr nahe trat der Reporter an die Wand heran, damit er genau die Einzelheiten erkennen und unterscheiden konnte.

Wo er hinschaute, nur Gesichter. Köpfe…

Einer schauriger und lebensechter als der andere. Und jeder Kopf war so angelegt, daß er in der Gesamtheit ein großes Rechteck auf der Hauswand bildete.

Alle Menschen und Altersgruppen waren vertreten.

Frauengesichter. Die von Männern ebenso, wie von noch sehr jungen Menschen.

Einige Gesichter zeigten die Qualen, die die Bedauernswerten vor ihrem schrecklichen Tod durchgemacht hatten.

Weit aufgerissene Augen, verzerrte Lippen, die Angst war dominierend.

Und kein Gesicht hatte der Zahn der Zeit zerstört.

Bill wischte über seine Stirn. Trotz der Kühle schwitzte er. Der Reporter schaute sich die Wand an, um sie besser überblicken zu können. Er trat einen Schritt zurück.

Er spürte sehr deutlich die seltsame Atmosphäre, die diese Wand vor ihm ausströmte. Das war nicht normal, und Bill hatte das Gefühl, als würden die Gesichter jeden Augenblick anfangen zu leben. So täuschend echt wirkten sie.

Ein unheimliches Bild.

100 Köpfe hatte man ihm auf dem Weg hierher gesagt, und das hatte auch der Wirt bestätigt.

Bill wollte es genau wissen und zählte nach. Jetzt kam ihm die Geometrie dieser Anlage zugute, es waren zehn Reihen zu jeweils zehn Köpfen, und Bill begann von unten nach oben zu zählen. Laut.

»… dreißig… vierzig… fünfzig…« Als er bei neunzig angelangt war und die letzten zehn aufzählen wollte, da stutzte er plötzlich.

Nein, man hatte ihn belogen.

Das waren keine hundert Gesichter. Eins fehlte.

Bill zählte noch einmal nach und kam zu dem gleichen Ergebnis. In der oberen Reihe und zwar ganz rechts außen, da fehlte ein Gesicht. Das letzte.

Der Reporter dachte daran, was ihm der Wirt vor wenigen Minuten noch berichtet hatte. Als letzte war Manon Descartes hingerichtet worden.

Und ihr Gesicht war verschwunden!

Aber war sie überhaupt tot? Bill Conolly ahnte, daß diese Entdeckung eine tiefgreifende Bedeutung für ihn und den Fall haben würde, und er wischte fahrig über seine Wangen.

Warum fehlte das eine Gesicht?

Er kam nicht mehr dazu, sich Gedanken darüber zu machen. Vielleicht hatte er auch zu konzentriert nachgedacht und dabei seine Umgebung außer Kontrolle gelassen, denn plötzlich erklang hinter ihm die Stimme eines Mannes.

»Bleib ruhig stehen, Partner und greif schön zum Himmel…«

***

Wer so sprach, konnte kein Geist sein, das wußte Bill Conolly sofort.

Zudem hatte er die Stimme erkannt. Sie gehörte Raul Ofre, dem livrierten Leibwächter von Mendez Garcia. Und Ofre war allein vom Äußerlichen her kein Typ, der bluffte. Wenn er so einen Befehl gab, dann hielt er bestimmt keinen Strohhalm in der Hand. Bill blieb nichts anderes übrig, als der Aufforderung Folge zu leisten und die Arme zu heben.

Danach wartete er ab.

Ofre ließ sich Zeit. Bill hörte, wie er sich zur Seite bewegte. Er war jetzt nicht mehr so vorsichtig wie beim Anschleichen. Dann spürte der Reporter den warmen Atem des anderen über seinen Nacken streichen, und seine Haut zog sich zusammen, als würde er frieren.

Sehr geschickt tastete Ofre den Reporter ab. Bill nickte im Geiste anerkennend. Der Mann ließ ihm keine Chance. Er bewies nur, wie profihaft er reagieren konnte.

Daß Bill Conolly keine Waffe bei sich trug, schien den anderen zu irritieren. »Wo hast du sie versteckt?« fragte er.

»Wen oder was?«

»Deine Kanone.«

»Ich trage keine Schießeisen mit mir herum«, erwiderte Bill Conolly gelassen.

»Ich kann dir auf die Sprünge helfen Partner, aber das tut verdammt weh.«

»Ich habe wirklich keine Pistole bei mir. Geht das denn in Ihren Schädel nicht rein?«

»Und warum bist du hergekommen?«

»Weil ich hier einfach übernachten will und mir dieses Gasthaus gefällt.«

Ein rauhes Lachen war die Antwort.

Für Bill gab es keinerlei Zweifel, daß dieser menschliche Gorilla ihm seine Antworten nicht abgenommen hatte. Er wollte etwas anderes hören. Aber was?

Da Bill Conolly weiterhin schwieg, mußte der andere die Initiative ergreifen. Und das tat er auch. Er befahl dem Reporter, sich umzudrehen. Bill kannte die Regeln, ließ seine angewinkelten Arme in der gleichen Höhe und wandte sich langsam um.

Raul Ofre stand zwei Schritte vor ihm. Genau die richtige Distanz. Er hielt einen schweren Colt in der Hand, der durch den aufgesetzten Schalldämpfer noch länger wirkte.

Der Reporter verzog das Gesicht. Schalldämpfer haßte er. Ein Zeichen, daß der andere das lautlose Töten bevorzugte, denn wenn er schoß, gab es nur ein kurzes ›Plopp‹.

Das Gesicht des Kerls blieb unbewegt. Sein schwarzes Haar wirkte in der Dunkelheit so, als würde ein Schatten auf seinem Kopf liegen. Die Augen in seinem Gesicht waren kaum zu erkennen, doch Bill glaubte, die Bösartigkeit darin zu sehen. Er spürte sie wie eine Aura.

»Was wolltest du?«

»Mir das Haus anschauen.«

»Sonst nichts?«

»Nein.«

»Oder hat Franco Gallici dich geschickt?«

»Ich kenne keinen Gallici. Ich bin ein Tourist, der das Elsaß bereist. Sieh das endlich ein, verdammt.« Bill lagen noch ganz andere Worte auf der Zunge, aber er wollte den Burschen nicht unnötig reizen. Allerdings hatte er einen weiteren Namen erfahren. Franco Gallici. Er hörte sich italienisch an, und da war es leicht, eine Verbindung zu einer Organisation zu ziehen, die sich Mafia nannte. Raul Ofre und sein Brötchengeber schienen keine Freunde dieser Mafia zu sein. Vielleicht gehörten sie einer anderen Bande an. Aber das war jetzt nicht wichtig.

Für Bill zählte nur, daß er nicht mehr in die verfluchte Mündung zu schauen brauchte.

»Kann ich jetzt gehen?« fragte der Reporter. »Ich bin nämlich müde und möchte mich aufs Ohr legen.«

Raul schüttelte den Kopf.

»Was willst du denn noch von mir?«

»Geh bis an die Wand!«

Bill spreizte den Daumen ab und deutete über seine Schulter. »Meinst du die mit den Köpfen?«

»Genau.«

»Meinetwegen!« Der Reporter hob die Schultern und gab sich ziemlich lässig. Tatsächlich aber suchte er nach einer Chance, aus dieser gefährlichen Lage herauszukommen. Er schritt bewußt langsam zurück, ließ die Hände dabei oben und stoppte erst, als er die vorspringenden Kanten der Gesichter in seinem Rücken spürte.

So blieb er stehen.

Raul war ihm nachgekommen. Die Entfernung behielt er bei. In der Dunkelheit wirkte er wie ein düsteres Standbild, und da er nichts weiter sagte, kam Bill der Verdacht, daß er auf irgend etwas wartete.

Der Reporter sollte sich nicht getäuscht haben. Den Mann sah er nicht, dafür den glühenden Punkt, der etwa in Schulterhöhe über dem Boden schwebte und aufglühte, als der Mann an der Zigarette zog. Es konnte nur einer sein, der sich da näherte.

Mendez Garcia!

Er war es tatsächlich, und er ließ sich Zeit mit dem Näherkommen. Zuvor warf er sogar den Glimmstengel weg, der einen glühenden Bogen schlug und verlöschte, wobei zuvor die Funken wie kleine rote Sterne vom Boden hoch sprühten.

Mendez Garcia baute sich neben seinem Leibwächter auf, so daß Ofre, er und Bill ein Dreieck bildeten. »Hat er etwas gesagt?«

»Nein!« knurrte Ofre. »Er weiß angeblich von nichts.«

»Ich habe nachgesehen. Er ist Reporter. Das hat mir auch die Kleine bestätigt.«

Selbst im Dunkeln sah Bill Conolly, wie Raul Ofre sein Gesicht verzog.

»Reporter!« stieß er hervor. »Das ist ebenso schlimm wie einer von der Konkurrenz.«

»Meine ich auch«, gab sein Chef ihm recht.

Bill Conolly paßte die Entwicklung der Unterhaltung überhaupt nicht in den Kram. Der Dialog drehte sich schwer zu seinen Ungunsten. Ihm war längst klar geworden, daß er es hier mit zwei eiskalten Gangstern zu tun hatte. Männern, die über Leichen gingen und sich in ihren Geschäften gestört fühlten, und zwar so, daß sie auf Bills Anwesenheit keinen großen Wert mehr legten.

»Was soll ich machen?« fragte Raul.

Aus dem Dunkeln kam die Antwort. »Wir können ihm noch eine Chance geben. Sagen Sie, was Sie wissen!«

»Der Himmel ist dunkel, der Wein ist gut, die Luft ist kühl, all das weiß ich.«

»Halt die Schnauze!« zischte Mendez Garcia.

»Tut mir leid, aber was Sie von mir verlangen, kann ich Ihnen nicht sagen. Ich kenne keinen Franco Gallici.«

»Den Namen habe ich ihm genannt«, erklärte Raul.

»Es ist dein Pech, Junge«, erklärte Garcia. »Aber du bist uns zu wertvoll, um dich am Leben zu lassen. Ich muß Raul leider bitten, dich zu töten.«

»Das wird Sie schwer reinreißen«, erwiderte Bill. »Man weiß, daß ich hier abgestiegen bin und…«

»Nein, hier wird dich niemand finden. Raul macht mit dir eine kleine Spazierfahrt, das ist alles. Ich wünsche dir dazu viel Vergnügen.« Er

hob die Hand leicht zum Gruß. »Raul, ich höre später von dir..«

»Natürlich, Chef.«

Mendez Garcia gönnte dem Reporter keinen Blick mehr. Er drehte sich um und verschwand in der Dunkelheit.

Bill blieb mit seinem Mörder zurück. Raul wartete, bis eine Tür gefallen war, dann verzog sich sein Gesicht zu einem breiten Grinsen. »Die Reise, mein kleiner Reporter, die du antreten wirst, übernimmst du als Toter, weil ich dich hier bereits umbringen werde. Alles klar?«

Bill fragte sich, ob das Wirklichkeit war, was er hier erlebte. Doch er brauchte nur in das Loch der schallgedämpften Mündung zu schauen, um zu wissen, daß er keinem Alptraum erlegen war. Raul Ofre wollte tatsächlich zu seinem Mörder werden.

Fassen konnte es Bill nicht. Er dachte daran, wie viele tödliche Gefahren er hinter sich gebracht hatte. Er hatte gegen Dämonen und Wesen aus anderen Reichen gekämpft, war in haarsträubende Situationen geraten und hatte es letztlich immer geschafft, sich daraus zu befreien. Wenn nicht aus eigener Kraft, dann mit Hilfe seiner Freunde. Aber hier, vor diesem Mann mit dem Revolver, sollte plötzlich alles zu Ende sein, Einmal den Finger gekrümmt, ein fast lautloser Schuß, und dann die tödliche Kugel.

»Weshalb stehe ich euch eigentlich im Weg?« erkundigte sich Bill, wobei er nicht vermeiden konnte, daß seine Stimme plötzlich kratzte und sehr leise klang.

»Es geht um Waffen.«

»Dann ist dein Boß Waffenhändler?«

»Kaufmann«, grinste Raul. »Meinetwegen auch das. Und einen guten Draht zur Maffia scheint ihr nicht gerade zu haben oder?«

»Ich weiß überhaupt nicht, was dich das noch angeht, Schnüffler. Du bist schon so gut wie tot. Ich gebe dir nicht einmal die Zeit für eine letzte Zigarette, sondern werde schießen, während ich…«

Bill hörte überhaupt nicht hin, denn er konnte an dem Mann vorbeischauen und hatte schräg hinter dessen Rücken die helle Erscheinung gesehen.

Eine Frau!

Oder ein Geist?

Auf jeden Fall schien die Frau nicht den Boden zu berühren. Sie trug ein langes weißes Kleid, ein Stirnband und einen Goldgürtel, passend zum blonden Haar.

Manon Descartes war erschienen!

Allerdings ohne ihr Schafott, und Bill Conolly kam in Bruchteilen von Sekunden eine glänzende Idee. Seine Augen leuchteten plötzlich auf.

Auch die Frau war im Prinzip seine Gegnerin, aber hier und in dieser Sekunde konnte sie ihm nützen.

»Glaubst du wirklich, Raul, daß wir ohne Zeugen sind, wenn du mich

erschießt?«

»Ich sehe keinen.«

Bill behielt die Nerven. So lässig wie möglich sagte er: »Dann schau dich mal um.«

»Bluff, nichts als Bluff!«

»Wirklich?« Da setzte der Reporter alles auf eine Karte. »He, Manon Descartes! Kommen Sie näher! Unser Freund hier will nicht glauben, daß Sie…«

Da wandte sich Raul um. Er hatte einfach nicht den Nerv, weiterhin stehenzubleiben. Während der Bewegung mußte auch die Waffe mitschwenken, so daß die verlängerte Schalldämpfermündung nicht mehr auf den Reporter zeigte.

Raul hatte mit einem Bluff gerechnet. Um so überraschter war er, als er tatsächlich die Gestalt sah.

Seine Augen wurden groß. Für einen Moment schien der Blitz bei ihm eingeschlagen zu haben, dann hatte er sich gefangen und drückte ab.

Es war wirklich kaum etwas zu hören, als das Geschoß den Lauf verließ.

Die Gestalt zuckte nicht einmal zusammen. Die Kugel schlug kurzerhand hindurch.

Raul stöhnte auf und schoß ein zweites Mal. Er war ein Präzisionsschütze und wußte, daß er getroffen hatte, doch auch beim zweitenmal fiel die Frau nicht.

Jetzt erst griff Bill Conolly ein.

Er hatte bewußt so lange gewartet, denn er ahnte schon, wie die Sache ausgehen würde. Für Raul mußte eine Welt zusammenbrechen. Er war durcheinander, konfus, und als er sich wieder einigermaßen gefangen hatte und auch seine Instinkte reagierten, da war es für ihn, den Killer, zu spät.

Mit seinem vollen Körpergewicht wuchtete der Reporter gegen Raul Ofre, den Mörder…

***

Bill Conolly hatte sich einen halben Meter vor seinem Ziel abgestoßen und die rechte Schulter dabei hochgezogen.

So rammte er den Killer.

Ofre mußte den Stoß voll nehmen. Er fand keine Zeit mehr, auszuweichen, da er sich allein auf die Gestalt konzentrierte, die sogar seinen Geschossen widerstanden hatte. Er war zwar ein kräftiger Mann, aber Bills Attacke hatte er nichts entgegenzusetzen. Sie war so wuchtig geführt, daß Raul Ofre aus dem Gleichgewicht geriet, die Arme hochriß und stolperte.

Er fiel schneller, als Bill Conolly über ihm sein konnte. Dafür trat der

Reporter, und er erwischte auch das rechte Handgelenk des Killers mit seiner Schuhspitze.

Ofre war unheimlich hart im Nehmen. Er stöhnte zwar auf, die Waffe ließ er nicht los. So hart biß er die Zähne zusammen, daß es knirschte. Er rollte sich dabei herum, den schallgedämpften Revolver noch immer festhaltend. Dabei brachte er es auch fertig, seinen Zeigefinger zu krümmen. Bill vernahm das widerliche Geräusch und zog den Kopf ein, als der Gruß aus Blei dicht an seiner Schulter vorbeipfiff. Zu einem weiteren Schuß ließ der Reporter den Killer nicht mehr kommen.

Rücksicht war fehl am Platze, hier ging es um sein Leben, das der andere auslöschen wollte.

Bill erwischte mit beiden Händen den Waffenarm des Mannes und hebelte ihn herum.

Ofre stieß einen Grunzlaut aus und hätte fast vom Boden abgehoben, so sehr bog er seinen Körper durch, um dem Griff entgegenzuwirken. Er trampelte mit den Beinen, knirschte mit den Zähnen und atmete kurz und stoßweise.

Bill hielt eisern fest. Er hatte den Arm hochgerissen, durchgebogen und das angewinkelte Bein angehoben. Wenn er den Arm seines Gegners jetzt, nach unten rammte, dann würde er ihn brechen.

Hielt Ofre stand?

Bill war nicht der Typ, der gern zu diesen Mitteln griff. Vor allen Dingen nicht ohne Warnung. Und er warnte Ofre noch einmal, bevor er sich entschloß, es sehr hart zu machen.

»Laß die Kanone los, verdammt!«

Raul Ofre wußte, wann er verloren hatte. Sein Arm stand dicht an der Belastungsgrenze, und er wußte ferner, daß sein Gegner kein Mann war, der zögerte.

Er öffnete die Faust.

Bill Conolly konnte die schallgedämpfte Waffe allerdings nicht schnappen, da er beide Hände brauchte, so fiel der Colt zu Boden und blieb dort liegen.

Der Reporter riskierte einen schnellen Blick zur Seite. Dort stand noch immer die Gestalt, die er auch neben der Guillotine gesehen hatte.

Das Haar schimmerte fast goldfarben, ein Stirnband hielt die Flut zusammen, auf dem Gesicht glaubte Bill, ein kaltes Lächeln zu sehen.

Dieser Eindruck währte nur kurz, denn der Reporter mußte sich um seinen Gegner kümmern.

Zwangsläufig hatte er den Griff ein wenig gelockert und mußte erleben, daß man Typen wie Raul Ofre wirklich nicht den kleinen Finger reichen durfte. Sie nahmen nicht nur die ganze Hand, sondern auch noch den Arm.

Ofre arbeitete mit den Beinen. Plötzlich spürte Bill die beiden Schläge gegen seine Waden, er verlor den Kontakt zur Erde und verfluchte sich selbst, doch da war nichts mehr zu machen, der andere hatte ihn übertölpelt.

Bill landete auf dem Rücken.

Ofre grunzte. Ein Laut des Triumphes, denn das war seine Stunde. Er bewegte seinen Mund und hieb sofort mit den Handkanten zu, wobei Bill das Gefühl hatte, Ofres Arme würden immer länger werden.

Er umrollte sich, hatte keine Zeit mehr, nach der Waffe zu suchen und bekam nur mit, wie die harten Handkanten nicht ihn trafen, sondern dicht neben ihn die Erde.

Bills rechte Hand fand kleine Steine. Als er Ofre wie eine Mauer über sich hoch wachsen sah, da schleuderte er die Steine in dessen Gesicht.

Zwar hatte Ofre noch den Kopf zur Seite nehmen wollen Bill sah die ruckartige Bewegung, aber er schaffte es nicht. Die Ladung traf auch seine Augen, er knurrte vor Wut, riß instinktiv seine Hände hoch, und sein Angriff verfehlte den Reporter.

Bill hob sein Bein an, schleuderte es vor und vergrub die Schuhspitze in Ofres Magengrube.

Der Killer würgte, ein zweiter Tritt des Reporters hämmerte ihn zurück, während er verzweifelt versuchte, den Dreck aus seinen Augen zu reiben.

Mit einem uralten Trick hatte Bill den Mann überlistet. Einen Gegner, der sicherlich stärker und kampferprobter war als er. Deshalb wollte sich Conolly auch auf keine langen Diskussionen mehr einlassen, sondern handeln.

Die schallgedämpfte Waffe lag in seiner Reichweite. Bill brauchte nur den Arm auszustrecken, und schon hielt er den Revolver in seiner Rechten.

Ofre war noch immer mit sich selbst beschäftigt. Ein Killer, der weinte, weil er sich seine Augen rieb. Für Bill Conolly allerdings kein spaßiges Bild, denn er hatte von der Gefährlichkeit dieses Raul Ofre einiges mitbekommen. Der Mann war kaum zu bremsen, wenn er einmal angriff.

»Du weißt Bescheid, Ofre!« zischte Bill Conolly. »Und wenn nicht, dann sage ich dir jetzt, daß ich deine Kanone in der Hand halte.«

Ofre ließ die Arme sinken. Trotz der Dunkelheit erkannte Bill, daß sein Gesicht um die Augen herum naß schimmerte. Es waren Tränen. Auch das Haar des Killers zeigte nicht mehr die glatte Frisur. Es war schmutzig und zerwühlt.

Ofre starrte in die Mündung, sein Gesicht verzog sich dabei, denn er wußte, daß er verloren hatte.

Die andere Gefahr, die viel schlimmer war als sein menschlicher Gegner, schien er vergessen zu haben.

Bill Conolly jedoch nicht. Er warf einen schnellen Blick nach rechts.

Dort stand sie noch immer.

Geisterhaft bleich sah sie aus. Ihr Gesicht schimmerte irgendwie gelblich, wie Bill es schon bei Zombies erlebt hatte, und ihm kam der Verdacht, es hier mit einem Zombie zu tun zu haben.

Und dann kam sie näher.

Bill Conolly bemerkte, wie auch Ofre seine Hände sinken ließ. Jetzt starrte er auf die bleiche Erscheinung der Unheimlichen.

Berührte sie überhaupt den Boden? Oder schwebte sie darüber? Es war nicht genau zu erkennen, und auch der Reporter hielt den Atem an. Die Frau wollte etwas von ihnen. Bill dachte wieder an das Schafott und an die Köpfe hinter ihm, die eine Hauswand schmückten.

Es war noch viel Platz auf der Wand…

Eine Gänsehaut strich über seinen Rücken. Er hörte Ofre unverständliches Zeug sprechen, auch ihm selbst war nicht eben wohl zumute. Bill schüttelte sich, als hätte jemand Wasser über ihn ausgegossen. Trotzdem riß er sich zusammen und sprach die Frau an.

»Wer bist du?«

Der Reporter hatte eigentlich nicht damit gerechnet, eine Antwort zu bekommen, deshalb war er überrascht, als die Erscheinung sagte: »Ich bin Manon Descartes.«

»Und was willst du?«

»Meine Rache!«

»An wen?«

Da bekam Bill keine Antwort, weil die Geisterfrau abdrehte und sich Ofre als Ziel nahm.

Der Killer saß auf der Erde. Seine Augen weiteten sich noch mehr, als er der Frau entgegenschaute, denn er wußte, daß sie es auf ihn abgesehen hatte.

Abwehrend hob er die Hände. Der Schock, sie mit Kugeln nicht verletzt oder getötet zu haben, saß noch tief in ihm, denn bisher hatte er sich immer auf seine Waffe verlassen können.

Und nun?

»Hol ihn!« zischte die Frau. »Hol ihn her!«

Ofre schüttelte den Kopf. »Wen?« keuchte er. »Wen soll ich holen?«

»Den anderen!«

Da wußte er Bescheid. Die Geisterfrau wollte nicht ihn, sondern seinen Chef.

Und Ofre nickte. Er war sich selbst der nächste, bewegte sich nach rechts und stützte den Arm auf, um sich langsam in die Höhe zu wuchten.

Bei diesen Vorgängen war der Reporter nur Zuschauer, und er hütete sich, etwas zu unternehmen, denn er kannte die Stärke der Manon Descartes nicht genau.

Ofre taumelte los. Er hatte einen Befehl bekommen. Bill war sich nicht sicher, ob er ihn auch befolgen würde, er konnte auch fliehen, doch das waren Gedanken, die Bill eigentlich nicht zu kümmern brauchten, er hatte genug mit sich selbst zu tun, denn er war mit der Frau allein.

Die schaute ihn an.

Bill wollte eine Frage stellen. Zweimal setzte er auch an, kein Laut drang über seine Lippen. Die ganze Szene kam ihm so unrealistisch und unheimlich vor, daß er schon fast an einen Film oder einen Traum glaubte.

Lächerlich wirkte auch die Waffe, die er in seiner rechten Hand hielt, wobei die Mündung allerdings zu Boden zeigte. Kugeln hätten bei der Frau nichts genützt.

Ofres Schritte waren längst verklungen, und Bill fragte sich zum wiederholten Male, ob er zurückkehren würde.

Dann wurde seine Aufmerksamkeit abgelenkt, denn neben Manon Descartes entstand aus dem Nichts ein grauenvolles Gebilde.

Schattenhaft sah Bill Conolly die Umrisse. Sie schienen in einer anderen Dimension gelauert zu haben und einem geistigen Befehl der Frau gefolgt zu sein, denn neben ihr bildete sich das, wovor sich auch der Reporter fürchtete.

Die Guillotine!

***

Da stand sie nun!

Bill Conolly konnte sie genau erkennen. Jede Einzelheit sah er. Das alte Holzgestell, den Block mit der Einkerbung, in die der Kopf gelegt wurde und darüber das scharfe Blatt des Fallbeils.

Daß die Guillotine erschienen war, konnte nur einen Grund haben.

Jemand sollte geköpft werden.

Bill schluckte. Seine Zunge fuhr über die rissigen Lippen. Stoßweise holte er Atem, wobei er die Hände zu Fäusten geballt hatte, machte er den Versuch und ging zwei Schritte zur Seite. Er wollte sehen, wie die Frau reagierte.

»Bleib stehen!« Nur ein Flüstern war die Stimme, aber der Reporter verstand sie.

Er gehorchte und folgte den Worten der unheimlichen Spukgestalt, denn Bill ahnte, daß diese Frau magische Mittel besaß, gegen die er nicht ankonnte.

Dann hörte er Schritte. Gleichzeitig auch Stimmen, ein Keuchen und ein Klatschen.

Zwei Männer erschienen. Bill sah in der Dunkelheit nur ihre Schatten, trotzdem konnte er erkennen, daß die beiden nicht normal nebeneinander hergingen, sondern der eine den anderen schleifte.

Ofre führte seinen Chef herbei!

Er hielt ihn in einer Art Schwitzkasten, hatte dessen Kopf nach unten gedrückt und hielt dabei mit seinem Arm den Hals umklammert. Der andere hatte keine Chance, zudem er körperlich wesentlich schwächer war als Ofre.

Bill Conolly brauchte kein Ratekönig zu sein, um zu wissen, was hier hinter dem Haus über die Bühne laufen sollte. Er hatte auf der Fahrt eine schreckliche Vision gehabt. Sie sollte nun Wirklichkeit werden.

Auch Manon Descartes hatte natürlich bemerkt, was geschehen war.

Und sie befahl: »Schaff ihn her!«

Bill Conolly lauschte der Stimme nach. Sie besaß irgendwie einen besonderen Klang. Zwar menschlich, aber dennoch seltsam klingend.

Hohl, vielleicht, wie aus einer anderen Welt stammend.

Geisterhaft…

Mendez Garcia begann zu wimmern. Er hatte jetzt das Schafott gesehen, und er ahnte plötzlich, was man mit ihm vorhatte. Vergebens stemmte er sich ein, die Kraft des Leibwächters war wesentlich stärker als seine eigene.

In Bill Conolly tobten die Zweifel. Einerseits fühlte er sich den anderen Mächten hilflos gegenüber, andererseits konnte und durfte er einen Mord nicht zulassen. Nicht solange er noch in der Lage war, etwas zu unternehmen. Deshalb krümmte er seinen Körper etwas zusammen und schob sich weiter vor. Der Schußwinkel war so günstiger geworden, denn er zielte mit seiner Waffenmündung auf Raul Ofre, der seinen Chef auf die Guillotine zuschleifte.

»Laß ihn los!« Bills Stimme klang so, daß der andere Bescheid wissen mußte.

Er hielt tatsächlich ein, wobei er seinen Kopf anhob und den Reporter anschaute.

»Hast du nicht gehört? Loslassen!«

Da grinste Ofre und sandte der geisterhaften Erscheinung, unter deren Bann er stehen mußte, einen fragenden Blick zu. Bisher hatte Manon Descartes nicht eingegriffen, nun aber sah sie sich gestört und widmete Bill ihre Aufmerksamkeit.

»Misch dich nicht ein!« zischte sie.

»Er soll ihn loslassen!« Bill hatte das Gefühl, als würde sich Manon straffen. Sie sagte nichts, doch ihre Haltung drückte Feindschaft aus, obwohl sie nichts tat und wie eine Statue auf dem Fleck stehenblieb.

»Ich warne dich zum letztenmal!«

Bill hörte auch die Worte. Seine Gedanken allerdings bewegten sich in eine andere Richtung.

Weshalb warnte sie ihn? Sie konnte ihn doch gleich umbringen, wenn er sich gegen sie stellte? Da kam der Reporter nicht mit. Das mußte einen Grund haben.

Bill gab nicht nach. »Er soll ihn loslassen!«
Da setzte sich Manon Descartes in Bewegung. Und sie schritt auf den Reporter zu. Bill blieb stehen. Er spürte genau, daß er dieser Frau unterlegen war, der schallgedämpfte Revolver war in seiner Hand nur ein Spielzeug. Damit erschreckte er sie nicht einmal und würde sie auch nicht von ihrem Tun abhalten können.
Trotzdem schoß er.
Abermals erklang das ›Plopp‹. Die Kugel zischte aus dem schallgedämpften Lauf, aber sie schlug hindurch und traf weiter hinten den Stamm eines Baums.
Zu einem zweiten Schuß kam der Reporter nicht mehr. Manon war bei ihm. Sie streckte ihren rechten Arm aus und legte die Hand auf Bills Schultern.
Dem Reporter schien es, als hätte ihn ein blankes Elektrokabel berührt.
Er begann zu zittern, wurde durchgeschüttelt und konnte nichts dagegen tun, so sehr er sich auch bemühte. Die Kraft der anderen war stärker.
Er vergaß seine Umwelt und sah nur das geisterhafte Gesicht der unheimlichen Frau. »Ich hatte dich gewarnt, Bill Conolly, ich hatte dich gewarnt. Jetzt mußt du die Folgen selbst tragen.«
Sie kennt sogar deinen Namen, dachte Bill noch, dann war sein Denken und Fühlen ausgeschaltet. Ab jetzt gehorchte er nur noch den Befehlen und Anweisungen der Unheimlichen.
Sie hielt ihn fest. Kalt wie die Klauen eines Toten waren ihre Finger, als sie Bills Gelenk umfaßte und den Reporter langsam vorzog. Zuerst hatte sie noch einen Widerstand zu überwinden, dann jedoch setzte sich Bill Conolly in Bewegung. Steif wie eine Marionette, ungelenk die Schritte, dabei über den Boden schleifend und nicht mehr Herr seiner eigenen Reaktionen und seines Willens.
Manon Descartes hatte ein Ziel. Sie führte den Reporter geradewegs, auf die Guillotine zu.
Normalerweise hätte sich Bill gesträubt, sich gewehrt, doch in diesem speziellen Fall tat er überhaupt nichts, denn er stand voll und ganz unter dem Einfluß der anderen.
Raul Ofre schaute zu. Er hatte seinen Chef anders gepackt und hielt ihm den Mund zu. Zudem klemmte er ihm noch beide Arme ein, so daß sich Garcia nicht befreien konnte. Luft bekam er kaum, hin und wieder war sein Röcheln zu vernehmen, wenn Ofre die Hand ein wenig löste.
Ofre schaute zu, wie der Reporter zu der Guillotine geleitet wurde und neben ihr stehenbleiben mußte. Für einen Moment hatte der Leibwächter damit gerechnet, daß Bill Conolly seinen Kopf in die Einbuchtung hätte legen müssen, das war nicht der Fall, die

geisterhafte Frau brauchte ihn für etwas anderes.
»Schaff ihn herbei!« Dieser Befehl galt Raul Ofre. Und der knochenharte Killer setzte sich augenblicklich in Bewegung.
»Aufs Schafott mit ihm!«
Kalt und präzise kam der Befehl. So hart, daß kein Widerspruch geduldet wurde.
Mendez Garcia merkte nun, wie ernst es für ihn geworden war. Nur noch wenige Schritte trennten ihn von einem schrecklichen Tod. Er wehrte sich, doch für ihn, den nicht geübten Kämpfer, war es unmöglich, sich aus der Umklammerung zu befreien.
Er wurde weitergeschleift, denn Raul Ofre, kam den Befehlen der unheimlichen Erscheinung so präzise nach, als hätte er sie schon immer in seinem Leben befolgt.
Das Schafott wartete.
Und auch Bill Conolly. Er stand daneben und rührte sich nicht. Wie eine Statue wirkte er, voll unter dem Bann der Manon Descartes stehend.
»Beeil dich!« forderte Manon.
Ofre griff noch härter zu. Er ließ Mendez Garcia nicht den Hauch einer Chance. Von der Rückseite her trat er an das Schafott, lockerte für einen Moment seinen Griff und drückte den Mann dann mit gewaltiger Kraft blitzschnell nieder.
Mendez Garcia war dem Tod geweiht.
Er wußte dies, und als er das kalte Holz der Einkerbung an seinem Hals spürte, war dies wie ein Kontakt. Seine Widerstandskräfte verließen ihn.
Er gab sich auf und wimmerte nur noch.
Ofre trat zurück.
Die Frau nickte. »Es ist gut«, lobte sie ihren unfreiwilligen Lakai. Dann wandte sie den Kopf, wobei ihre langen Haare zitterten und nickte Bill Conolly zu.
»Tu es!«
Der Reporter fühlte sich angesprochen, aber er verstand nicht so recht, denn er schaute die Frau mit einem seltsamen Blick an.
»Leg den Hebel um!«
Wäre Bill bei Verstand gewesen, hätte er sich geweigert. Nie wäre er dem Befehl nachgekommen, aber so stand er völlig unter dem Bann dieser unheimlichen Frau.
Er hob die Hand. Mit traumwandlerischer Sicherheit fanden seine Finger den Kontakt.
Manon blickte auf ihn, dann auf das Opfer. Ihre Augen leuchteten für einen Moment. »Jetzt!« befahl sie.
Bill Conolly drückte den Kontakt.
Es gab ein sirrendes Geräusch, als sich das Fallbeil löste und pfeifend

nach unten fuhr.
Ein dumpfer Schlag!
Diesmal war es keine Einbildung. Der Kopf des Opfers rollte zu Boden und blieb so liegen, daß seine Augen das Schafott anklagend anstarrten…

***

Von London aus waren wir mit der ersten Maschine nicht nur in den Morgen hineingeflogen, sondern auch in den Frühling. Über Frankfurt lag bereits die blasse Morgensonne und vertrieb den Dunst der Nacht. In Frankfurt war unser Flug beendet. Wir würden die Maschine verlassen und den Rest des Weges mit einem Leihwagen zurücklegen.
Suko hatte während der Flugstunden geschlafen. Ich nicht. Meine Gedanken waren zurückgewandert und beschäftigten sich mit den Fällen, die praktisch von Frankfurt aus ihre Ausgangsposition genommen hatten. Oft genug war ich in Deutschland gewesen, vor allen Dingen hatte ich dann mit Kommissar Malimann zusammengearbeitet.
Diesmal wußte der gute Will nicht, daß Suko und ich uns in der Nähe befanden. Außerdem wollten wir ins Elsaß, und da hatte Will bei seinem Job als BKA-Mann sowieso nichts zu sagen.
Die Landung lief glatt ab. Noch herrschte nicht soviel Betrieb. Der würde aber bald einsetzen. Dann wollten wir schon auf der Autobahn sein.
Die Maschine rollte aus, und wir verließen sie. Zollformalitäten gab es keine. Wir besaßen besondere Papiere, die uns einen diplomatischen Status zusicherten, so daß wir ohne Kontrollen passieren konnten.
Einen Wagen mußten wir uns besorgen. In Deutschland hatte ich des öfteren einen BMW gefahren.
Den lieh ich mir auch wieder. Keinen großen, sondern einen 320er. Ab ging es auf die Autobahn in Richtung Basel.
Um Frankfurt herum herrschte sehr viel Berufsverkehr. Hinterher wurde es besser. Die Sonne begleitete uns durch den Odenwald, wo Will Mallmann ein schreckliches Abenteuer erlebt hatte.[3]
Im nördlichen Schwarzwald, in Höhe von Karlsruhe, wurde es dann bedeckter. Allerdings gab es keinen Regen.
Als wir in Kehl über die Rheinbrücke fuhren und nach Westen schauten, war der Himmel wieder klar.
»Na, da haben wir den Frühling gelockt«, meinte Suko und lehnte sich entspannt zurück.
Er dachte sicherlich an London, wo es geregnet und sogar geschneit hatte, als wir abflogen, denn das Wetter war auf den Inseln umgeschlagen. Und das kurz vor Ostern. Wir wußten allerdings, aus

Erfahrung, daß sich auch auf dem Festland das schöne Wetter nicht lange halten würde. Es zog von den Inseln immer rüber.

Wir passierten auf der anderen Rheinseite die Grenze nach Frankreich und fuhren in Richtung Süden.

Bill Conolly hatte mir telefonisch genaue Anweisungen gegeben, wie wir zu fahren hatten. Generalrichtung war Colmar. Aber so weit wollten wir nicht. Etwa 25 Kilometer davor befand sich unser Ziel, wo der Reporter bereits wartete.

Ich war wirklich gespannt, über welch einen Fall er diesmal gestolpert war. Es ist ja schon so, daß wir die unheimlichen Fälle anziehen.

Irgendwie müssen wir einen Magneten in uns haben, anders kann ich mir das nicht erklären.

Von der herrlichen Landschaft sah ich nicht viel, da ich mich auf das Fahren konzentrieren mußte. Suko, der neben mir saß, machte zwar den Eindruck, als würde er schlafen, doch da täuschte man sich. Der Chinese war sicherlich hellwach. Hin und wieder nur drehte er den Kopf und schaute mich an.

»Was ist?«

Suko verzog die Lippen. »Hoffentlich hat es Bill noch nicht erwischt.«

»Wieso?«

»Wie du sagtest, hat er doch von dieser Guillotine erzählt. Da kann man leicht geköpft werden.«

»Mal den Teufel nicht an die Wand.«

»War ja nur ein Gedankenspiel.«

Wir schwiegen, und ich mußte sowieso achtgeben, daß ich mich nicht verfuhr, obwohl Suko die Karte auf den Knien liegen hatte, wo er unsere Reise genau verfolgte.

Wir passierten malerische Orte, sahen die Weinberge und im Westen die hohen Schatten der Vogesen. Auf der anderen Seite und jenseits des Rheins lagen ebenfalls gewellte Schatten. Das war der Schwarzwald.

Der breite Strom trennte beide Gebirge.

»Hier könnte ich schon Urlaub machen«, sagte der Chinese und schaute aus dem Fenster.

»Fahr doch mal hin.«

Suko warf mir einen schrägen Blick zu. »Denkst du vielleicht, ich will vom Alten eine Abfuhr bekommen?«

»Wie ich, was?«

»Genau, John.«

»Aber Bill hat von der Kreuzfahrt gesprochen. Und die mache ich mit. Die Fjorde von Norwegen wollte ich immer schon mal sehen.«

»Falls du dazu kommst.«

»Wieso?«

»Ich meine ja nur. Bei deinem Pech kommt dir sicherlich etwas dazwischen. Wenn es nicht der Alte ist, dann bestimmt die Dämonen, unsere besonderen Freunde.«

»Das würdest du mir gönnen.« Ich nickte dazu. »Und so etwas will ein Freund sein.«

Suko grinste nur.

Unser Gespräch schlief ein, da wir uns auf den Weg konzentrieren mußten. Immer häufiger entdeckte ich Wegweiser nach Colmar.

»Nächste Kreuzung links«, sagte Suko.

Wir befanden uns relativ hoch, hatten einen prächtigen Blick über das Land, das von einer warmen Frühlingssonne gebadet wurde, die auch den letzten Schnee in den Vogesen schnell wegtaute. Hier war von der weißen Pracht schon nichts mehr zu sehen.

Es ging bergab.

Hin und wieder konnten wir, aus einer Kurve kommend, unser Ziel sehen. Einen kleinen, malerisch gelegenen Ort mit sauberen Häusern, einer Kirche, deren Turm in den blauen Himmel stach, und dichtem Wald, der jenseits der Ortschaft wuchs.

»Viel zu schön für Dämonen«, murmelte ich.

»Als ob unsere Freunde darauf jemals Rücksicht genommen hätten«, erwiderte Suko.

Da hatte er verdammt recht. Die Schwarzblütler hatten die fatale Eigenschaft, eine Idylle zur Hölle zu machen. Mehr als einmal hatten wir das erlebt.

Ich mußte vorsichtiger fahren. Nicht nur, weil die Kurven sehr eng waren, es kamen uns auch landwirtschaftliche Fahrzeuge entgegen. Bauern, die mit ihren Treckern in den Weinberg fuhren und dort erste Arbeiten verrichteten.

Als ich einen Blick auf die Uhr warf, da konnten wir zufrieden sein. Es war gerade Mittag, ich verspürte auch Hunger, und sicherlich konnte uns Bill bei einem Essen mehr erzählen. Das Elsaß ist ja berühmt für eine ausgezeichnete Küche.

Wir rollten in das Dorf.

Es war eine kleine Idylle. Verkehrstechnisch allerdings eine reine Qual.

Enge Straßen, sehr verwinkelt, Kurven, die nur im Schrittempo durchfahren werden konnten, Häuser mit Vergangenheit und ein paar Geschäfte, die mich noch an die Krämerläden aus dem vorigen und den Anfängen dieses Jahrhunderts erinnerten.

Katzen und Hunde liefen über die Straße. Kinder spielten, und alles wirkte sehr harmlos.

Über Kopfsteinpflaster rumpelten die Reifen. Manchmal mußte ich auch Schlaglöchern ausweichen, und als wir das Ende des Dorfes erreicht hatten, da mußten wir umkehren, denn das Haus mit den 100

Köpfen hatten wir nicht entdeckt.

Beim zweiten Anlauf machten wir es besser und fragten danach. Wir bekamen auch eine Antwort und fanden unser Ziel.

Vor dem Haus parkten ein großer Mercedes, ein Lieferwagen und ein Renault 4. Ein Mann stand vor der Tür, hielt einen Reisigbesen in der Hand und fegte den Schmutz von den Steinen. Als er uns sah, hielt er inne und schaute uns entgegen.

Neben dem R 4 ließ ich den BMW ausrollen, schaltete den Motor ab und öffnete den Wagenschlag. Schon bei der Ankunft hatte ich das Haus genauer sehen können, die 100 Köpfe allerdings, die entdeckte ich nicht.

Sie befanden sich bestimmt an der Rückseite des Gebäudes.

Unser Gepäck holten wir vom Rücksitz und gingen auf den Mann mit dem Besen zu.

»Bonjour, Messieurs«, grüßte er. »Womit kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Unser Freund, ein Monsieur Conolly, hat Zimmer für uns bestellt, wie er mir sagte.«

Der Mann lachte, und sein Gesicht verzog sich in die Breite. »Das stimmt genau. Ich freue mich, daß Sie gekommen sind.« Er reichte uns die Hand. »Ich heiße Meier.« Und als ein blondes Mädchen das Haus verließ, wobei es hinter ihm stehenblieb und ihn ansprach, stellte uns der Mann sie als seine Tochter Colette vor. »Aus erster Ehe«, fügte er hinzu.

Wir begrüßten auch sie.

Ich war überrascht von der Anmut der Kleinen. Colette hatte blondes Haar, trug ein rotes Kleid und hatte eine weiße Perlenkette um den schlanken Hals.

»Das sind Freunde von Monsieur Conolly«, erklärte ihr Vater.

»Ach ja?« Interesse blitzte in ihren Augen. Der Blick des Mädchens streifte einmal Suko, dann mich. Schließlich reichte uns Colette die schmale Hand. »Herzlich willkommen bei uns.«

»Danke sehr«, erwiderte ich. »Wenn ich jetzt Monsieur Conolly sprechen könnte.«

»Ich habe ihn heute noch nicht gesehen.«

»Wie?« platzte Suko hervor.

»Nein, er…er schläft wohl noch.« Zu dieser Antwort nickte der Wirt bestätigend.

Suko und ich wechselten einen Blick. Das gab es doch nicht. Ich kannte meinen Freund Bill länger als Suko, und wir hatten früher so manchen Hund von der Leine gelassen, aber daß Bill so lange im Bett lag, das wollte mir nicht in den Kopf.

»Kann er denn weggegangen sein?« erkundigte ich mich.

»Dann hätten wir ihn gesehen«, antwortete das Mädchen.

Das Gefühl, das sich in mir ausbreitete, konnte man mit dem Wort unangenehm umschreiben, aber ich wollte nicht schon vorher die Pferde scheu machen und fragte: »Kann ich mit Monsieur Conolly sprechen?«

»Natürlich«, sagte der Wirt und lachte. »Wecken Sie ihn nur. Er hat das gute Frühstück verpaßt. Wenn Sie hungrig sind, können Sie direkt zu Mittag essen.«

»Bestimmt.«

Der Wirt gab den Weg frei, und wir konnten das Hotel oder Gasthaus betreten. Auch uns stach die gediegene Einrichtung ins Auge. Die Atmosphäre war freundlich und fiel uns deshalb auf, da wir eher das Gegenteil erwartet hatten. Schließlich war es ein Haus, dessen Wand 100 Köpfe zieren sollten.

»Gefällt es Ihnen?« fragte Colette. Sie war uns gefolgt, ihr Vater kehrte draußen weiter.

»Ja, sehr.«

»Wenn Sie sich eingetragen haben, zeige ich Ihnen Ihre Zimmer.« Sie verschwand hinter der Rezeption und schob uns einen Anmeldeblock zu.

Suko und ich trugen unsere Namen ein. Colette schaute uns dabei zu.

Ein feines Lächeln lag auf ihren vollen Lippen. Dieses Mädchen sah so aus, wie sich ein Vater gern seine Schwiegertochter vorstellt.

Über eine Holztreppe ging es nach oben. Der Gang war nicht sehr breit.

Ein roter Teppich lag in der Mitte, die Türen zu den Zimmern waren grünbraun gebeizt.

Colette ging vor. Wir sahen das Wiegen ihrer Hüften, so daß ihr rotes Kleid wie eine Glocke um die Beine schwang. Vor einer Tür blieb sie stehen und klopfte.

Eine Antwort bekam sie nicht, deshalb drehte sie den Kopf und schaute uns überrascht an. »Das ist Monsieur Conollys Zimmer. Sie hören selbst, er gibt keine Antwort.«

»Darf ich mal?« fragte ich.

»Bitte.«

Ich klopfte nicht, sondern drückte die Klinge. Verschlossen war das Zimmer nicht. Die Tür schwang auf, ich warf einen Blick in den Raum und schaute sofort auf das Bett, wo ich eine männliche Gestalt liegen sah, die langsam den Kopf drehte und sich halb aufrichtete, als Suko und ich das Zimmer betraten.

Es war Bill Conolly, und mir fiel ein Stein vom. Herzen, als ich meinen Freund sah. Nach den vorhergegangenen Ereignissen hätte man auch etwas Schlimmes annehmen können.

»Bill, du alter Langschläfer«, begrüßte ich ihn und lief auf den Reporter zu.

»John?« Es war mehr eine Frage als Feststellung.

Neben dem Bett blieb ich stehen, während Suko die Tür schloß, da sich Colette zurückgezogen hatte.

»Hast du uns nicht erwartet?«

»Doch, doch, aber…« Er runzelte die Stirn, wie jemand, der verzweifelt in seinem Gedächtnis nach irgendeiner Erinnerung kramt. Zudem war Bill Conolly angezogen, nur die Schuhe standen neben dem Bett. Er sah auch ziemlich schmutzig aus, das kannte man bei ihm nicht.

»Hast du einen draufgemacht?« fragte ich grinsend.

»Wieso?«

»Schau dich mal an.«

»Das merke ich auch, John!« Er richtete sich weiter auf und umfaßte meinen Arm über dem Handgelenk. »Verdammt, John, glaubst du, ich weiß, wie ich in das Bett gekommen bin?«

»Der Wein war zu gut, wie?«

»Unsinn, ich habe keine Beule gemacht.« Er schluckte. »Aber ich habe einen Riß.«

»Und du hast nicht getrunken?« Suko stellte die Frage. Er hatte auf einem Stuhl platzgenommen.

»Nein, wenn ich es sage.«

»Kannst du dich denn erinnern?«

Bill schaute den Chinesen an. »Auch nicht so richtig. Irgendwie ist etwas passiert.« Er hob die Schultern. »Ich weiß überhaupt nicht, wie ich ins Bett gekommen bin.«

»Deine Kleidung sieht so aus, als hättest du versucht, im Freien zu schlafen«, bemerkte ich.

»Ja, das sehe ich auch. Und irgendwie muß ich auch draußen gewesen sein. Aber…«

»Jetzt mal der Reihe nach, Alter. An was kannst du dich überhaupt erinnern?«

Er schaute mich an. »Wohl an nichts.«

»Unsinn, überlege mal.«

Bill schwang seine Beine aus dem Bett und stellte die Füße auf den Boden. Er massierte sein Gesicht. »Verdammt, John, ich habe einen typischen Blackout gehabt.«

»Und vorher?«

»Auch keine Ahnung.«

»Bill.«

Der Reporter hob den Kopf. »Was soll ich euch denn…«

»Du hast uns angerufen. Das steht fest.«

»Ich euch?«

»Ja. Erinnerst du dich nicht?«

Bill Conolly runzelte die Stirn. »Ihr seid hier, dann muß es ja so

gewesen sein. Aber es fällt mir verdammt schwer, John, das kannst du mir glauben.«

Ich nahm neben meinem Freund Platz und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Bill, erinnere dich. Tue dir und uns den Gefallen. Du bist hier angekommen und mußt einen Grund gehabt haben, daß du nach London telefoniert hast:«

»Ja, ja sicher…«

»Was wolltest du hier?« fragte Suko.

Der Reporter schaute den Chinesen an. »Ja, was wollte ich hier. Ich habe doch eine Reise gemacht. Freß- und Weintour durch das Elsaß. Für ein Magazin, daran kann ich mich genau erinnern. Ich bin dann durch mehrere Orte gefahren, habe mit verschiedenen Leuten gesprochen und auch Antworten bekommen. Dann landete ich hier.«

»Wegen der hundert Köpfe?«

Bill schluckte und schaute mich an. »Weswegen?«

»Dies hier ist das Haus der hundert Köpfe. Du hast es uns selbst am Telefon gesagt, und du hast weiter erzählt, daß du auf der Fahrt hierher eine Hinrichtung erlebt hast. Auf der Straße stand plötzlich eine Guillotine, und neben ihr hielt sich eine Frau auf. Sie setzte den Mechanismus in Gang und köpfte damit einen Mann, der auf dem Schafott lag. So war es genau.«

»Das soll ich erzählt haben?« fragte Bill.

»Ja.«

»Kann ich nicht glauben. Aber wenn du es sagst…«

Mit Suko tauschte ich einen Blick. Irgend etwas war hier passiert, das Bill das Gedächtnis genommen hatte. Wir würden dem Wirt und dessen Tochter einige Fragen stellen, vielleicht konnten sie uns helfen, das Rätsel zu lösen.

Bill stand auf. »Wißt ihr was? Ich ziehe mich erst einmal an und gehe unter die Dusche. In diesen schmutzigen Klamotten fühle ich mich verdammt unwohl.«

»Endlich ein wahres Wort«, erwiderte ich und stand auf.

»Wo wollt ihr hin?« fragte der Reporter.

»Mal mit dem Wirt reden.«

»Worüber?«

»Vielleicht kann er sich erinnern. Und seine Tochter auch.«

»Ach, die kleine Colette.«

»Wenigstens erinnerst du dich an den Namen.«

»Das ja.«

»Sie hat Eindruck auf unseren guten Bill gemacht«, spottete Suko.

»Ja, ja, immer auf die Kleinen«, stöhnte der Reporter und verschwand mit schlurfenden Schritten in der Dusche.

Ich nickte dem Chinesen zu, und wir verließen das Zimmer. Auf dem Gang blieben wir stehen.

»Sieht nicht gut aus«, meinte Suko.
Ich nickte. Von unten her hörten wir das Klappern von Geschirr. Dort wurde gedeckt. »Das Gedächtnis hat er nicht verloren«, murmelte ich.
»Schon ein Vorteil, aber was in der letzten Nacht passiert ist, daran kann er sich nicht erinnern. Man hat die Erinnerung daran gelöscht.«
»Weshalb?«
»Da ist irgend etwas passiert, was er nicht mehr wissen soll«, gab ich zur Antwort. »Die Idylle scheint doch nicht so zu sein, wie man sie sich immer wünscht.«
»Mal sehen, ob wir uns morgen auch nicht erinnern können. Jetzt schauen wir uns aber erst die Zimmer an.«
Die beiden Räume lagen wie so oft nebeneinander. Sie waren ebenso eingerichtet wie Bills Zimmer. Ich hatte die Tür nicht ganz geschlossen, da ich mich nicht lange im Zimmer aufhalten wollte. Deshalb hörte ich auch den Schrei.
Er klang nicht spitz oder gellend auf, sondern eher unterdrückt, doch es schwang ein gewisses Entsetzen in ihm mit.
Blitzschnell war ich auf dem Gang.
Gegenüber wurde eine Tür geöffnet. Ein Mann taumelte aus dem Zimmer und wäre Suko fast in die Arme gelaufen, denn der Chinese hatte den Schrei ebenfalls vernommen und war auf den Gang gelaufen.
Der Mann war größer als wir. Er hatte schwarzes Haar und ein bleiches Gesicht, in dem deutlich die Angst zu lesen stand. Während er den Kopf schüttelte und von Suko festgehalten wurde, drückte ich mich an den beiden vorbei und betrat den Raum.
Jetzt sah ich, was den Mann so erschreckt hatte. Es war auch zu grauenhaft.
Auf dem Tisch stand ein menschlicher Kopf!

***

Das Haus der 100 Köpfe! Unwillkürlich schoß dieser Gedanke in meinem Hirn hoch, während ich auf der Schwelle stand und den Kopf anschaute, um den herum sich eine blasse Blutlache gebildet hatte.
Es war ein schauriges Bild. Das Gesicht konnte man als bleich bezeichnen, die Augen darin waren aufgerissen, und unter ihnen sah ich teigige Ränder. Das Haar zeigte eine braune Farbe. Schütter lag es auf der Kopfhaut.
Ich schüttelte mich, denn eine Gänsehaut rieselte über meinen Rücken.
Das Bild war so schlimm, daß ich erst einmal kräftig schlucken und den Kloß hinunterwürgen mußte, der sich in meinem Hals gebildet hatte.
Dann drehte ich mich um.

Suko konnte jetzt ins Zimmer schauen, da ich ihm den Weg nicht mehr versperrte.

Auch er sah den Schädel, und ich erkannte, wie der Chinese blaß wurde.

Der Schwarzhaarige stand neben ihm. Er lehnte an der Wand, hielt den Kopf gesenkt und seine Hände gegen die Wangen gepreßt.

»Hören Sie«, sprach ich den dunkelhaarigen Mann an. »Was ist dort geschehen? Reden Sie!«

»Ich war es nicht, verdammt, ich war es nicht.«

»Wer dann?«

Er ließ die Hände sinken. Es geschah wie bei einer Puppe. Sie fielen förmlich nach unten und klatschten gegen seine Oberschenkel. Dann stierte mich der Kerl an.

Unwillkürlich zuckte ich zurück, als ich die blutunterlaufenen Augen des Mannes sah. Der war nicht mehr er selbst. In ihm steckte eine fremde unheimliche Kraft, die ihn trieb. Keine dämonische, sondern die eigene Angst und das Entsetzen hatten sein Unterbewußtsein verändert.

»Sagen Sie mir, was geschehen ist!« drängte ich.

Er schüttelte den Kopf und schaute mich dabei weiter an, als hätte er kein Wort verstanden. Auch Suko gefiel der Mann nicht. Ich erkannte, daß sich die Haltung des Chinesen gestrafft hatte.

»Ich…Ich…« Er röchelte die Worte und dann schlug er zu.

Gott, war das ein Hammer. Zum Glück war ich zurückgewichen, denn irgend etwas an dem Mann hatte mich gewarnt. Ich nahm den Kopf zur Seite, sah trotzdem die Faust für den Bruchteil einer Sekunde riesengroß, und im nächsten Augenblick streifte sie mein Kinn.

Hätte mich der Schlag voll getroffen, wäre ich wohl an der gegenüberliegenden Wand klebengeblieben, so fiel ich dagegen und konnte auch den harten Aufprall mit der Schulter auffangen, so daß mein Kopf nicht gegen die Wand schlug.

Der Schwarzhaarige, später erfuhr ich, daß er Raul Ofre hieß, kreiselte herum.

Er wollte über die Treppe nach unten flüchten.

Da stand Suko.

Und der Chinese ist ein Kämpfer. Als Ofre durchdrehte, war Suko zurückgesprungen und hatte seine Karatehaltung eingenommen. Eiskalt ließ er den Kerl kommen.

Dann hieb Suko zu.

Ich war nur Beobachter, hörte das Klatschen und sah die wirbelnden Fäuste meines Freundes. Die Treffer kamen rechts und links. Der Schwarzhaarige wußte überhaupt nicht, wie ihm geschah. Er wurde durchgeschüttelt, zitterte, hob ebenfalls seine Fäuste, rammte auch seinen Körper vor und fiel in zwei Konterschläge, die ihn auf die

Zehenspitzen stellten und ihn um die eigene Achse drehten. Erledigt war er noch nicht, und ich wunderte mich, was dieser Mensch alles einstecken und verkraften konnte.

Er blieb sogar noch auf den Füßen und torkelte auf mich zu. Dabei sah ich, wie er die Luft einsaugte und sich sein breiter Brustkasten hob und senkte.

Als Suko noch einmal nachsetzen wollte, stoppte ich ihn durch einen Zuruf.

Dafür schlug ich zu.

Es war ein Schlag auf den Punkt, und meine Knöchel taten mir hinterher weh. Aber ich hatte ihn endgültig erlöst. Der Mann verdrehte die Augen, seine Knie wurden weich, vor seinem Mund sprühte Speichel, und dann sackte er zusammen.

Vor meinen Füßen fiel er lang hin und rührte sich nicht mehr. Über seine Gestalt hinweg trafen unsere Blicke. Der Chinese rieb seine Handkanten und hob die Schultern. »Himmel, der war ja wie vom Teufel besessen.«

»Das kannst du laut sagen.«

»Und jetzt?«

»Wir schleifen ihn am besten in sein Zimmer. Wenn er wieder zu sich kommt, wird er sicherlich einiges zu sagen haben.«

»Hoffentlich.« Der Chinese bückte sich schon. Von unten her hörten wir Schritte. Dem Klang nach zu urteilen, mußte es ein Mann sein, der die Treppe hochkam. Wahrscheinlich der Wirt. Er brauchte den Bewußtlosen nicht zu sehen. Ich lief rasch an Suko vorbei und dem Mann entgegen, der anhielt, als er mich sah.

»Was ist geschehen, Monsieur Sinclair?« fragte er.

Ich hob die Schultern. »Unsere Koffer sind umgefallen.« Eine bessere Ausrede fiel mir leider nicht ein.

Ich weiß nicht, ob sie mir der Wirt abnahm, auf jeden Fall nickte er und wechselte das Thema. »Wenn Sie hungrig sind, das Essen ist fertig. Heute gibt es Lamm auf Elsässer Art. Sie sollten es probieren.«

»Gern. Wie lange können wir essen?«

»Bis vierzehn Uhr.«

»Danke.«

Der Wirt nickte noch einmal und ging wieder. Ich atmete auf. Nur keine Panik und keinen Verdacht jetzt. Der eine Typ hatte mir gereicht. Ich mußte die Nerven bewahren.

Als ich den Gang erreichte, hatte Suko den Bewußtlosen schon fast in dessen Zimmer geschafft. Die Beine ragten noch über die Türschwelle, wurden aber wenig später ebenfalls in den Raum gezogen.

Auch Bill erschien. Er hatte sich umgezogen, sein Haar glänzte naß, und der Reporter schaute mich verwundert an. »Was ist geschehen, John?«

»Ach, nicht viel. Wir hatten nur eine kleine Auseinandersetzung.«

»Mit wem?«

»Komm mit, du wirst den Mann vielleicht kennen. Aber mach dich auf eine makabre Überraschung gefaßt.«

»Wieso, was ist denn?«

Es war besser, wenn ich ihn schon jetzt mit der Wahrheit konfrontierte.

»Da liegt ein Kopf.«

»Wo?«

Ich deutete auf das Zimmer, in dem Suko mit dem Schwarzhaarigen verschwunden war. Bill wollte hineilen, ich hielt ihn an der Schulter zurück. Dafür betraten wir gemeinsam den Raum.

Auf der Schwelle blieb der Reporter stehen und wurde blaß wie eine Leiche. Er schluckte und starrte auf den Kopf, unter dem sich das Blut im Stoff einer kleinen weißen Decke verteilt hatte.

»Das…das ist er«, hauchte der Reporter.

»Du kennst ihn?«

»Ja.« Bill machte einen zögernden Schritt nach vorn. »Er heißt Mendez Garcia und ist ein Hotelgast.«

»Und der andere?« Ich deutete auf das Bett, wo der Schwarzhaarige lag und von Suko bewacht wurde.

»Das ist Raul Ofre, der Leibwächter von Garcia.«

»Dann kennst du sie beide.«

»Ja.« Bill wankte zu einem Stuhl und ließ sich schwer darauf fallen. Tief holte er Luft, wobei er auf den Kopf schaute und das Gesicht sah, dessen Züge schrecklich verzerrt und wie versteinert wirkten.

»Kannst du dich jetzt erinnern?« wollte ich wissen und hielt Bill meine Zigarettenschachtel hin, damit er sich bedienen konnte.

»Nein - ja.«

Ich gab ihm Feuer. »Was ist denn nun?«

Bill raufte sich mit einer Hand die Haare. »Verdammt, John, ich kenne den Mann, das habe ich dir schon gesagt, aber was in der Nacht passiert ist, habe ich vergessen.«

Durch die Nasenlöcher ließ ich den Rauch aussickern. »Du hast mich ja angerufen.«

»Kann sein.«

»Laß mich ausreden, Bill. Und du hast während deines Anrufs von einem Mann gesprochen, der geköpft worden ist und dessen Torso du gefunden hast, obwohl das alles gar nicht so stimmte, weil die Szene nicht real war. Habe ich recht?«

»Kann sein. Ich weiß es nicht.« Bills Stimme klang verzweifelt. »Ich hatte einen Blackout.«

Es blieb mir nichts anderes übrig, als die Schultern anzuheben und auf Suko zu schauen. Der las in meinem fragenden Blick, aber der

Chinese hatte auch keine Antwort parat.
»Fragt ihn doch«, sagte Bill und deutete auf Raul Ofre. Er lag weiterhin auf dem Bett. An einigen Stellen seines Gesichts schimmerte es blaugrün. Hinterlassenschaften von Sukos Schlägen.
»Es bleibt uns auch nichts anderes übrig.« Ich nahm ebenfalls auf einem Stuhl Platz und schnickte die Asche ab. Durch das Fenster schien warm die Frühjahrssonne. Erste Mücken tanzten über dem Boden. Draußen war es idyllisch. Kein Verkehrslärm, nur das Zwitschern der Vögel, die sich ebenfalls über die Wärme nach dem langen Winter freuten.
Ich schaute auf die Uhr. Schon bald eine Stunde über High noon, wie man so schön sagt.
»Wie fest hast du zugeschlagen?« fragte ich Suko.
»Er wird wohl noch eine Weile schlafen.«
»Hier herumsitzen will ich auch nicht«, sagte ich, stand auf und drückte meine Zigarette aus.
»Und wo willst du hin?«
»Weswegen sind wir überhaupt hergekommen? Wir wollten uns das Haus der hundert Köpfe anschauen. Und davon habe ich bisher noch nichts gesehen. Die werde ich suchen.«
»Dann bleibe ich bei Ofre«, erklärte Suko.
»Das ist gut.« Ich drehte den Kopf und schaute Bill Conolly an. »Kommst du mit?«
Der Reporter hob die Schultern. Er war unschlüssig. So hatte ich ihn selten erlebt, aber die vergangene Nacht mußte für ihn furchtbar gewesen sein, auch wenn er nicht mehr wußte, was geschehen war. Ich gab ihm einen aufmunternden Schlag auf die Schulter. »Komm, du alter Schwede, hoch mit dir. Du bist doch sonst der große Optimist unter uns. Jetzt laß dich mal nicht hängen.«
»Du hast gut reden.«
»Geh schon, Bill«, drängte auch Suko. »Vielleicht ist es wirklich gut für dich.«
»Wenn ihr meint.« Bill Conolly erhob sich. Er ging schon zur Tür, ich folgte ihm.
Beide wurden wir von Sukos Stimme aufgehalten. »Verdammt, seht euch das an!«
Wir kreiselten beide herum, und beide bekamen wir große Augen.
Der schreckliche Kopf auf dem Nachttisch löste sich auf und war verschwunden, als hätte es ihn nie gegeben…

***

Mit einem Satz sprang ich vor, wollte den Schädel noch fassen, doch meine Hände griffen ins Leere. Der Kopf war und blieb verschwunden.
Als makabres Andenken lag noch das Blut auf der kleinen Decke, in

das meine Finger tauchten. Es bewies uns, daß wir keiner Täuschung erlegen waren und der Kopf tatsächlich existiert hatte.

Ich drehte mich zu den anderen um. Auch sie zogen ebenso überraschte Gesichter wie ich. Keiner konnte und wollte glauben, was hier geschehen war.

»Schwarze Magie«, murmelte Suko. »Und zwar eine sehr starke. John, sie muß sich in der Nähe befinden, sonst hätte sie den Schädel nicht so manipulieren können.«

Der Meinung war ich auch. »Vielleicht finden wir sie bei den Köpfen«, sagte ich und holte eine zweite Beretta aus dem Koffer. »Kommst du, Bill?«

»Ja, ja.« Der Reporter und ich stiefelten los, während Suko mit Raul Ofre zurückblieb.

Auf dem Gang murmelte Bill: »Eine starke Magie, hast du gesagt. Im Prinzip stimmt das schon. Nur muß die Magie einen Auslöser haben. Wer könnte da in Frage kommen?«

»Vielleicht der Wirt und seine Tochter.«

»Du spinnst.«

»War auch nur ein Gedankengang, Bill.«

»Sie sind völlig normal.«

»Natürlich.« Ich schlug meinem Freund auf die Schulter und schob ihn in Richtung Treppe.

Unsere Schritte blieben nicht ungehört, denn kaum hatten wir die Hälfte der Stufen überwunden, da sahen wir den Wirt, der uns entgegenschaute. Er trug ein Tablett mit vier gefüllten Suppenschalen.

»Oh, wollen Sie speisen?«

Ich winkte ab. »Später gern. Nur hatten wir uns vorgenommen, einen Spaziergang zu machen, damit wir noch ein wenig hungriger werden.«

Der Wirt lachte. »Kann ich verstehen. Sie entschuldigen mich, aber ich habe Gäste, die warten.«

»Natürlich.«

René Meier ging, und wir hatten freie Bahn. Hinter der Rezeption sahen wir die Tochter des Hauses nicht. Aus dem Speisesaal klangen die typischen Eßgeräusche. Alles wirkte sehr friedlich. Aber wir hatten erlebt, wie trügerisch der Frieden sein konnte, da brauchte ich nur an den Kopf zu denken.

Draußen war es noch wärmer geworden. Die Sonne hatte wirklich Kraft.

Es tat gut, ihre Strahlen zu spüren.

»Und wo ist es?« fragte ich Bill.

»Wir müssen wohl um das Haus.«

»Daran kannst du dich also erinnern.«

»Nein, das habe ich erraten.«

»Ach so.« Ich lächelte. Und während Bill an meiner Seite blieb, warf

ich ihn hin und wieder einen Blick zu.
Der Reporter machte mir Sorgen. Er war sehr nachdenklich, hatte die Stirn gerunzelt, schaute auf seine Schuhspitzen und schien über irgend etwas nachzudenken, ohne jedoch zu einem Entschluß kommen zu können. Wahrscheinlich beschäftigte er sich mit seiner Gedächtnislücke.
Ich wußte, wie schwer es für einen Mann wie Bill war, mit so etwas zu leben. Er würde alles daransetzen, um diese Lücke zu füllen.
Die abgestellten Fahrzeuge standen in der Sonne und warfen auch Schatten auf den Boden. Wir passierten die neue Vorderseite des Gasthauses und gelangten zu dem Teil, der noch seine jahrhundertealte Geschichte hatte.
Auch die Umgebung wirkte nicht so gepflegt wie die vor dem neuen Gasthaus. Um das Gebäude herum wuchs das Unkraut, und auf dem Boden entdeckten wir noch buntes Laub vom letzten Jähr. Das Dach war irgendwann einmal neu gedeckt worden, mittlerweile jedoch mußte das lange her sein, denn es wies bereits Löcher auf.
In den Fenstern steckte natürlich kein Glas mehr. Zudem waren sie kaum größer als Schießscharten. Der Eingang war mit querstehenden Balken vernagelt, und das ganze Gebäude sah mir doch ziemlich baufällig aus.
»Und wo sind die Köpfe?« fragte Bill.
»Vielleicht an der Rückseite. Laß uns mal den Bogen schlagen, alter Tiger.«
Das taten wir auch. Ich schaute noch nach, ob wir beobachtet wurden, konnte jedoch niemanden entdecken, der sich für uns interessierte.
Etwas seltsam war der moderne Gasthof ebenfalls. Ich hatte kein Personal gesehen und konnte mir nicht vorstellen, daß Vater und Tochter allein die ganze Arbeit verrichteten.
So freundlich sich die beiden auch uns gegenüber gaben, man mußte ihnen mal auf den Zahn fühlen. Unter Umständen wußten sie sehr viel mehr, als sie zugeben wollten.
Das alte Laub vom letzten Jahr raschelte, als es von unseren Schritten bewegt wurde. Dazwischen lugten die frischen, hellgrünen Halme hervor, die sich im Frühjahrswind leicht hin-und herbewegten.
Bill wurde plötzlich schnell. Er überholte mich. Als ich wissen wollte, was los war, da wandte der hastig den Kopf und sagte: »Ich glaube, ich erinnere mich wieder.«
»Das wäre prächtig.«
Wir mußten noch ein paar Schritte laufen, dann hatten wir die Rückseite des Hauses erreicht.
Überrascht blieb ich stehen. Auch Bill stoppte seinen Schritt. Tatsächlich, vor unseren Augen befand sich eine Wand mit 100

Köpfen. Irgendwie schaurig anzusehen, und mir floß auch eine Gänsehaut über den Rücken, als ich die Gesichter sah.

Die Wand war grau. Wind und Wetter hatten an ihr genagt. Auch saß zwischen den Fugen der Steine eine Moosschicht, aber die sich in der Wand befindlichen Gesichter, die konnte man als nicht verwittert bezeichnen. Mir schien es, als wären sie erst vor einigen Tagen in den Stein gehauen worden.

Ich schaute Bill an.

Der Reporter schien über irgend etwas nachzudenken. Leicht vorn übergebeugt stand er da, die Stirn gerunzelt, die Lippen hart aufeinander gepreßt, und seine Wangenmuskeln zuckten dabei.

»Was ist los, Bill?«

»In der Nacht waren es neunundneunzig Köpfe.«

»Was sagst du da?«

»Ja, es waren nur neunundneunzig. Jetzt sind die Hundert voll. Ich erinnere mich genau, John.«

»Dann ist wieder alles klar?«

»Glaube schon.«

»Und was ist in der Nacht passiert?«

»Wir haben ihn geköpft. Aber das ist es nicht, was ich sagen wollte. Da, John sieh, kennst du den?« Der Reporter deutete schräg rechts nach unten, genau in den Winkel des gewaltigen Rechtecks aus Köpfen.

»Sieh dir den letzten Kopf an, John!« Bills Stimme klang gepreßt.

»Kennst du ihn?«

Ich ging zwei Schritte auf die Wand zu und beugte mich vor, um es besser erkennen zu können, was Bill mir zeigen wollte.

Der Reporter meinte einen Kopf, den ich genau kannte. Ich schaute direkt in das verzerrte Gesicht, das wir bereits im Zimmer gesehen hatten, als der Schädel auf dem Nachttisch lag…

***

Und jetzt befand er sich hier.

Zudem war er aus Stein.

Wieso? Ich hob selbst die Schultern, weil mir keine Antwort einfiel.

Schwarze Magie war zu weitläufig, es mußte hier einen bestimmten Grund geben, weshalb die Kräfte wirksam wurden.

Langsam streckte ich die Hand aus und berührte behutsam den in der Mauer steckenden neuen Kopf.

Stein, völlig klar.

Ich fühlte keine Haut, nichts Weiches unter meinen Fingern, nur den kalten Stein.

Der Kopf, das Gesicht es war tot. Keine lebende Materie mehr. Über mir fielen Sonnenstrahlen gegen die Wand und übergossen die Schädel

mit einem Hauch aus Gold. Trotzdem konnten sie das Makabre dieses Bildes nicht wegnehmen. Die einzelnen Schädel und Gesichter machten auf mich einen furchteinflößenden Eindruck.

Da war auch alles vertreten.

Männer, Frauen und sogar Halbwüchsige oder Kinder. Genau konnte man es nicht erkennen. Ich dachte daran, was Bill mir am Telefon erzählt hatte. Seine Vision und die Ansammlung von Köpfen brachte ich in einen Zusammenhang, wobei ich zu dem Ergebnis kam, daß dies die Köpfe der guillotinierten Menschen waren, die im Laufe der letzten Jahrhunderte ihr Leben lassen mußten.

Eine andere Lösung gab es nicht.

100 Köpfe, hatte Bill gesagt. Ich zählte sie rasch nach. Tatsächlich, ich kam auf die Zahl. Der Reporter hatte sich nicht getäuscht. Es waren genau 100.

Keiner mehr und keiner weniger.

Schwerfällig drehte ich mich um. Unsere Blicke trafen sich. Der Reporter schaute zu Boden.

»John«, flüsterte er, »ich weiß, was in der Nacht geschehen ist. Da wurde jemand geköpft.«

»Das hast du bereits erzählt.«

Der Reporter winkte heftig ab. »So meine ich das nicht. Ich habe dir von dem Vorgang berichtet, den ich auf der Fahrt erlebte. Aber in der Nacht habe ich eine zweite Hinrichtung gesehen, eine echte. Ich erinnere mich genau. Ich ging noch mal weg, wollte mir die Wand anschauen. Als ich vor ihr stand, da überraschte mich Raul Ofre mit einer Waffe. Er wollte mich erschießen.«

»Was?«

»Ja, er hielt mich für einen Feind. Ofre und sein Chef müssen Gangster sein, die sich mit anderen im Streit oder in einer Fehde befinden. Ofre traute mir nicht, er hielt mich für ein Mitglied der anderen Seite und wollte mich deshalb umlegen. Ich hätte keine Chance gehabt, doch plötzlich erschien eine blondhaarige Frau. Neben ihr stand eine Guillotine, wie man sie von Bildern her oder aus einem Museum kennt.«

»Was geschah dann?«

»Ich griff Ofre an, weil ich die Überraschung schneller verdaute als er. Aber die Frau konnte uns in ihren Bann schlagen John. Wir gehorchten ihr plötzlich. Ofre bekam den Befehl, seinen Chef zu holen. Das tat er auch. Er mußte ihn auf die Guillotine legen, und ich betätigte den Mechanismus. Verdammt, John, ich habe den Mann geköpft, dessen Schädel wir im Zimmer gesehen haben und der sich jetzt hier an der Wand befindet. Ich war es!« Die Stimme meines Freundes zitterte, weil er sich plötzlich als Mörder fühlte, doch ich schüttelte den Kopf und wiegte ab.

»Bill, nein, so darfst du nicht reden. Du bist kein Mörder.«

»Aber ich…«

»Du warst in der vergangenen Nacht nicht mehr du selbst. Denk nicht darüber nach. Laß uns vielmehr gemeinsam das Rätsel dieser Köpfe lösen. Es sind genau hundert.«

»Gestern fehlte einer.«

»Wieso?«

»Die Stelle, wo sich jetzt Garcias Kopf befindet, war leer. Nun ist sie es nicht mehr. John, das hat etwas zu bedeuten, glaub mir.«

Da mußte ich dem Reporter recht geben. Aber was sollte das alles?

Wenn wir hier stehenblieben, konnten wir das Geheimnis der Köpfe nicht lösen. Ich wußte auch schon, wo ich eine Antwort herbekommen würde.

Der Wirt konnte uns mehr sagen.

Es kam jedoch alles anders, denn Bill Conolly entdeckte eine Tür in der Hauswand.

Ich hatte sie zuvor nicht gesehen, weil mich der Anblick der Köpfe zu sehr ablenkte. Die Tür bestand aus Holz, dem man sein Alter genau ansah. Es wirkte brüchig und weich, die Klinke hing schief, und die Tür selbst befand sich etwa zwei Meter von dem linken Rand des Kopfrechtecks entfernt.

»Wir könnten einen Blick in das alte Haus werfen«, schlug der Reporter vor und ging schon auf den Eingang zu.

Ich dachte einen Moment nach. Schaden konnte es natürlich nicht, aber Bill war waffenlos, und wir wußten nicht, was uns innerhalb des Hauses erwartete.

Das sagte ich dem Reporter auch.

Der schüttelte den Kopf. »Was soll’s, John? Du hast deine Beretta und das Kreuz.«

Ich grinste schief. »Wenn du meinst?«

Bill stand vor der Tür. Er legte seine Hand auf die Klinke. Nach unten drücken konnte er sie nicht, sie befand sich schon in der tiefsten Lage.

Deshalb zog er an der Klinke und wollte die Tür aufreißen.

Sie klemmte!

Zwar löste sich ihr oberer Rand ein wenig, mehr geschah nicht. Ich unterstützte meinen Freund, schob meine Hand in den Spalt und riß ebenfalls daran.

Zu zweit schafften wir es.

Mit einem Krach sprang die Tür auf. Dabei schleifte sie über den Boden, und es gab ein kratzendes Geräusch.

Wir schauten in ein düsteres Haus.

Es roch muffig. Zudem faul und feucht. Als ich mich über die Schwelle schob, spürte ich die leichten Berührungen im Gesicht, verursacht durch Spinnweben, die lang und zu Netzen geflochten von

der Decke hingen, wobei sie meine Haut streichelten. Sie zitterten dicht vor meinen Augen, und ich bewegte mich vorsichtig weiter, während mir der Reporter folgte.

Es mußte das alte Gasthaus oder die alte Gaststube gewesen sein, die wir betraten.

Sie nahm die gesamte Fläche des Raumes ein, und es sah noch so aus wie vor langer Zeit.

Da standen die alten Holzbänke, es gab noch den Tresen, und zwei verschimmelte Weinfässer fristeten auf ihm ein trauriges Dasein. Die Hocker lagen auf dem Boden, waren zum Teil zerbrochen oder umgekippt. Weißgrüner Schimmel bedeckte die Wände, und die Decke hing leicht durch, obwohl sie von dicken Deckenträgern gestützt wurde.

Insgesamt erlebten wir eine Atmosphäre der Vergänglichkeit. Schmutz bedeckte den Holzboden. Der Staub quoll hoch, als unsere Füße Abdrücke auf dem Boden hinterließen.

»Hier finden wir nichts«, murmelte der Reporter in meinem Rücken.

»Abwarten.« So schnell gab ich nicht auf. Ich wußte, daß es in diesen alten Schänken oft Zugänge zu den Weinkellern gab. Und so einen Zugang suchte ich.

Deshalb ließ ich die übrigen Dinge außer acht und bewegte mich geradewegs auf die Theke zu, hinter der ich den Zugang vermutete, wie es meist der Fall war.

Ich täuschte mich nicht. Wo der Wirt früher gestanden und gezapft hatte, da sah ich auch die Umrisse der Falltür oder der quadratischen Klappe, die den Zugang markierte.

Bill stand noch auf der anderen Seite des Tresens. Durch Kopfnicken machte ich ihn auf meine Entdeckung aufmerksam.

Er kam zu mir.

Wir hatten die Tür nicht geschlossen. Der nach innen fallende Lichtstreifen war so lang und breit, daß er bis an die Theke reichte und wir auch ohne eine Taschenlampe auskamen, was sich im Keller ändern würde.

»Da ist es doch schon«, sagte Bill. »Und was hoffst du zu finden?«

Der Reporter hob die Schultern. »Keine Ahnung, aber solche Keller verbergen immer ein Geheimnis.«

Ich grinste schief. »Wenn du das sagst, wird es wohl stimmen.« Mit dem Fuß hatte ich soviel Staub zur Seite geschoben, daß ein Teil der Klappe freilag und ich auch den Ring sehen konnte, der in das Holz eingelassen war. Er lag in einer kleinen Vertiefung, damit niemand darüber stolperte.

Bill Conolly nickte mir zu. Ich bückte mich, bekam den Ring zu fassen und stellte ihn senkrecht. Dann holte ich noch einmal tief Luft, bevor ich meine Kraft einsetzte und zog.

Die Klappe war schwer. Zudem hatte sie sich im Laufe der Zeit verzogen und klemmte. Ich mußte wirklich alles einsetzen, um sie in die Höhe zu wuchten.

Das Holz ächzte und knarrte. Es schien sich zu beschweren, daß es aus seiner jahre alten Ruhe gerissen wurde. An den Rändern quoll der Staub hoch, ich spannte meine Muskeln noch mehr an und schaffte es, die Klappe in die Höhe zu wuchten.

Vor unseren Fußspitzen lag ein quadratisches Loch.

Der Blick in die Tiefe war uns verwehrt. Die Dunkelheit lag dicht wie schwarze Watte. Auch das aus der Tür fallende Licht reicht nicht bis hinter die Theke.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als die Bleistiftleuchte hervorzuholen und zu leuchten. Die kleine Lampe hatte mir schon so oft gute Dienste erwiesen, auch hier ließ sie uns nicht im Stich.

Da war sogar eine Leiter. Und sie bot uns wirklich eine Überraschung, denn wir hatten damit gerechnet, faule und brüchige Sprossen vorzufinden. Das war nicht der Fall. Die Leiter bestand aus normalem gesundem Kiefernholz und schimmerte hell. Es bewies uns, daß sie des öfteren benutzt wurde.

Jemand ging also in den Keller, obwohl wir Spuren nicht entdeckt hatten.

Die waren gelöscht worden.

Ich machte den Anfang, bückte mich und begann, die Leiter nach unten zu klettern. Die Sprossen federten etwas, als ich sie mit meinem Gewicht belastete, aber sie brachen nicht, was schließlich die Hauptsache war.

Als ich unten stand, kam auch Bill. Ich leuchtete nicht nur ihm entgegen, sondern auch in die Runde und entdeckte auf dem Boden einen Teller mit einer dicken Kerze. Hart gewordener Talg hielt die Kerze auf der Glasur fest. Ihr schwarzer Docht stand in die Höhe. Ich zündete ihn an und konnte die Lampe verschwinden lassen.

Das Licht schuf eine rötlich gelbe Helligkeit und natürlich auch Schatten.

Es kam immer darauf an, wie ich mich bewegte. Über Bills Gesicht fiel ein zuckendes Muster, als er neben mir stand.

Hier unten roch es noch muffiger und feuchter. Für uns ein Zeichen, daß nie gelüftet wurde und es auch wohl kein Fenster oder keine Luke gab.

Eigentlich hatten wir damit gerechnet, einen kleinen, sehr schmalen Keller vorzufinden. Das Gegenteil war der Fall, und Bill Conolly sprach es auch aus. »Meine Güte, ist der groß.«

Da hatte der Reporter recht, denn der Keller nahm zumindest die Größe des Gasthauses ein.

Ich ging ein paar Schritte zur Seite und leuchtete. Rechts von uns

befand sich bald eine Wand. Da konnten wir nicht mehr weiter. Aber links, wo es auch zum neuen Gasthaus ging, sahen wir einen breiten Gang, wobei wir sein Ende nicht erkennen konnten.

»Da hinein.« Unwillkürlich hatte ich meine Stimme zu einem Flüstern gesenkt, und Bill nickte.

Beide spürten wir die unheimliche Atmosphäre. Sie lauerte überall, war permanent vorhanden und schien in den Mauern sowie im Boden zu wohnen.

Schritt für Schritt bewegten wir uns durch den Gang auf ein unbekanntes Ziel zu.

Schon Sekunden später blieben wir stehen, denn wir hatten zur gleichen Zeit die Löcher rechts und links des Ganges entdeckt. Sie wirkten wie die Öffnungen alter Steinöfen, und in der Höhe übertrafen sie nicht normale Särge.

»Wie Gräber«, wisperte Bill Conolly.

Ich nickte nur und trat an die erste Öffnung heran, wobei ich Bill Conolly die Kerze reichte, damit er sie halten und mir leuchten konnte.

Meine Hand war bereits in der Öffnung verschwunden, und ich stieß schon wenig später auf Widerstand.

Dort stand etwas.

Meine tastenden Finger fühlten Holz, und abermals kam mir der Vergleich mit einem Sarg in den Sinn.

»Komm mal näher«, sagte ich.

Bill stellte sich dicht neben mich, so daß das Kerzenlicht auch in die Öffnung hineinfiel.

Vor mir sah ich das Ende einer grauen Holzkiste. Einen Deckel besaß sie nicht, denn als meine Hand höher tastete, fühlte ich den Rand, der nicht durch ein Oberteil verschlossen wurde.

Ein offener Sarg?

»Schieb ihn mal näher«, sagte Bill leise.

Das hatte ich auch vor. Die Kiste war nicht sehr schwer. Mit einer Hand konnte ich sie aus dem Tunnel in der Wand ziehen. Allerdings ließ ich sie noch zur Hälfte in der Öffnung, so daß sie stehenblieb und nicht kippte.

Der Tunnel befand sich etwa in Ellbogenhöhe, so daß wir in den Sarg hineinschauen konnten. Beide reckten wir uns, zudem leuchtete Bill noch.

Und beide traf uns das Entsetzen.

In dem offenen Holzsarg lag jemand. Eine Gestalt ohne Kopf!

***

Ein verflucht harter Anblick. Nicht nur mir ging er an die Nerven, auch Bill, daran zu merken, wie die Kerzenflamme stärker zitterte,

weil der Reporter seine Hand nicht so ruhig halten konnte. Er atmete schwer und flüsterte rauh: »Mensch, John, was erwartet uns noch alles hier unten?«

»Horror, nichts als der nackte Horror, das kannst du mir glauben. Wir sind hier in ein dämonisches Wespennest gestoßen, das sich immer weiter ausbreitet. Ich frage mich, wo das alles noch hinführen soll, verflucht noch mal! Leuchte mal höher.«

Bill tat mir den Gefallen, so daß ich mir die kopflose Leiche besser anschauen konnte.

Der Kleidung nach zu urteilen, mußte sie über 100 Jahre alt sein. Weder der Körper noch die Kleidung waren verwest, nur die Haut auf den gekrümmten Händen hatte sich stärker gespannt, das war auch alles.

Am Hals befand sich ein glatter Schnitt. Blut sah ich nicht, wohl eine dunkle Kruste.

»Dann befindet sich der Kopf dieser Leiche sicherlich an der Wand«, hauchte Bill.

Ich nickte nur. Anschließend schob ich den Sarg wieder in den Tunnel hinein.

Etwa einen halben Meter weiter befand sich die nächste Öffnung. Bill war schon hingegangen, seine linke Hand verschwand darin, und diesmal war er es, der den Sarg hervorholte.

Wieder leuchtete er hinein.

Inzwischen hatten wir uns auf den Anblick vorbereitet, und doch traf er uns hart.

Im Sarg lag eine kopflose Frau! Ihr weites Kleid, bei dem sich der Rock über ihre Beine ausgebreitet hatte, war mit einer dicken Staubschicht bedeckt.

Fast wütend schob Bill den Sarg wieder in die Öffnung. Man brauchte auch nicht gerade von einem Sarg zu sprechen, denn es waren einfache Bretterkisten, in die man die Leichen gelegt hatte, wobei ich mich fragte, wer das getan hatte.

Der Reporter schaute mich an. Die Frage las ich in seinen Augen, während sein Gesicht ein unheimliches Wechselspiel zwischen Licht und Schatten aufwies.

»Nein, wir werden nicht in jeden Sarg schauen«, sagte ich und deutete die Reihe entlang, »aber ich werde einem Monsieur Meier einige unangenehme Fragen stellen.«

Bill nickte. »Darauf kannst du dich verlassen. Wenn einer Bescheid weiß, dann er.«

Damit hatte der Reporter recht. Allerdings wollte ich sehen, wo der Gang sein Ende fand, deshalb zog ich Bill am Ärmel damit mein Freund weiterging.

Auch an der gegenüberliegenden Seite befanden sich die Öffnungen.

»Wenn wir sie zählen, erreichen wir sicherlich die Zahl hundert«, murmelte mein Freund.

»Ja, das sieht mir auch so aus.«

Unter unseren Sohlen knirschten Steine, als sie von dem Druck zerbrochen wurden. Geisterhaft flackerte die Flamme, und wir sahen rechts und links von uns die Öffnungen.

Auf einmal blieb Bill Conolly stehen. Er war einen halben Schritt vor mir gegangen und drehte sich jetzt um. Sein Gesicht hatte einen gespannten Ausdruck eingenommen.

»Was ist los?« fragte ich.

»Hast du das auch gehört?«

»Wieso?«

»Ich meine die Geräusche. Das komische Kratzen und auch Stöhnen. Ich habe es vernommen.«

Da Bill kein Spinner war, beschloß ich, ihm vorerst zu glauben. Zudem war in diesem unheimlichen Keller alles möglich. Ich konzentrierte mich und hatte kaum die Ohren gespitzt, als ich ebenfalls die Geräusche vernahm.

Ja, das war ein Schaben, Kratzen und Ächzen. Schaurig anzuhören, und es schien aus der Wand zu dringen, so daß es sich nur um die kopflosen Leichen handeln konnte, die die Geräusche verursachten.

Aber wieso? Sie besaßen keine Köpfe mehr, konnten also nichts sagen.

Im nächsten Augenblick wurden wir beide eines Besseren belehrt. Die Köpfe erschienen, sie waren auf eine grauenvolle Art und Weise gewandert.

Über jeder Öffnung begann sich das Gestein zu bewegen. Es schabte und knisterte dort, die Wand veränderte sich, und aus ihr heraus kristallisierten sich Gesichter.

Es waren die Köpfe von der Vorderseite des Hauses!

Tief atmete ich ein, als ich den unheimlichen Vorgang sah. Ich drehte mich im Kreis, Bill tat das gleiche, und wir sahen beide, daß über jeder Öffnung ein Gesicht entstand.

Im tanzenden Schein der Kerzen wirkten die Gesichter noch unheimlicher und fratzenhafter. Die Augen schienen zu leben und uns mit ihren gefährlichen Blicken zu durchbohren.

Schwarze Magie füllte den Keller, ich tastete nach meinem Kreuz und stellte fest, daß es unruhig geworden war. Unruhig insofern, weil es sich erwärmt hatte, also reagierte es auf seine Art und Weise gegen den plötzlichen Ansturm.

Bill war vorgelaufen, hatte gestoppt und hielt den Arm so hoch es eben ging.

Die Flamme reichte jetzt weiter, und wir sahen auch in einiger Entfernung die Gesichter über den Öffnungen.

Je mehr sie sich manifestierten, um so stärker veränderten sie sich auch.

Ihre Augen lebten tatsächlich, sie glühten nicht, wie wir es bei anderen Dämonen gesehen hatten, aber sie lebten. Es waren Kugeln, manche an Perlen erinnernd, andere wiederum als Glasmurmeln.

»Bleiben wir?« fragte Bill.

»Ihr kommt nicht mehr raus!« Obwohl die Stimme von einer Frau stammte, klang sie dennoch dumpf und unheimlich. Und sie schien aus den Wänden zu kommen, auf jeden Fall fühlten wir uns von ihr eingekesselt, als sie noch als Echo nachhallte.

Dann ein Kichern.

Hohl, hämisch und prall gefüllt mit diabolischer Freude, trieb es uns eine Gänsehaut über den Rücken, so daß wir uns beide schütteln mußten.

So plötzlich wie es aufgeklungen war, verstummte es auch wieder.

Stille…

Die Ruhe vor dem Sturm, dessen waren wir uns sicher. Wir hielten den Blick nach vorn gerichtet. Meine Hand lag in Nähe der Beretta. Auch den Dolch trug ich bei mir, das Kreuz ebenfalls.

Ich zog die zweite Pistole und reichte sie Bill rüber. Dankbar nickend nahm er sie entgegen.

Überall waren die Gesichter. 200 Augen beobachteten uns. Ganz in der Nähe sah ich auch das Gesicht des zuletzt Geköpften. Der Mund schien zu einem Lachen eingefroren zu sein, denn er stand weit offen.

Stumm deutete Bill nach vorn, wobei er mit der Pistolenmündung in die Richtung zielte.

Auch ich sah es.

Aus dem Nichts erschien ein scheußliches Tötungsinstrument.

Die Guillotine!

Sie schien eine magische Reise hinter sich zu haben, denn sie kristallisierte sich in ihren Umrissen aus dem Nichts hervor und nahm eine feste Existenz an.

Aber sie kam nicht allein.

Eine Frau erschien mit ihr zur gleichen Zeit. Wir kannten sie, hatten sie erst vor kurzem gesehen, und sie war auch im eigentlichen Sinne keine Frau, sondern noch ein junges, sehr anmutiges Mädchen.

Neben der Guillotine stand Colette Dumas!

***

Suko ging auf Nummer sicher. Er hatte diesen Mann erlebt, und wenn Ofre aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, sollte er nicht wieder angreifen können.

Deshalb verpaßte ihm der Chinese Handschellen. Die Tür hatte er hinter John und Bill geschlossen. Er glaubte nicht daran, daß die

beiden lange wegbleiben würden, und er machte sich nur auf eine kurze Wartezeit gefaßt. Suko trat ans Fenster, blieb dort stehen und schaute nach draußen. Der Wirt hatte das Lokal verlassen. Er hielt sich in der Sonne auf, warf einen Blick nach rechts und links, als wollte er Gäste herbeilocken, die leider nicht kamen. Er hob die Schultern und ging ins Haus.

Wäre das Blut auf der weißen Decke nicht gewesen, so hätte Suko den ganzen Fall in das Reich der Fabel abgetan. Es war ein so prächtiger Tag, da konnte man überhaupt nicht an etwas Schlimmes denken. Und doch hatte das Grauen Einzug gehalten. Schlimmer und makabrer wie man es sich kaum vorstellen konnte.

Mit diesem Haus stimmte etwas nicht. Es verbarg ein schauriges Geheimnis, das Suko unbedingt mit Hilfe seiner Freunde lüften wollte.

Dazu zählte auch der Mann auf dem Bett, obwohl man ihn nicht gerade als einen Freund bezeichnen konnte.

Als der Chinese an ihn dachte, drehte er sich um und schaute sich den Mann an.

Ofre rührte sich nicht. Aber er bewegte bereits seine Augendeckel. Für Suko ein Zeichen, daß es nicht mehr lange dauern würde, bis er wieder aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte.

Deshalb verließ der Chinese seinen Platz am Fenster und näherte sich dem Mann.

Der hatte jetzt die Augen geöffnet und schaute Suko ins Gesicht. Im ersten Augenblick war in seinem Blick keine Reaktion zu erkennen, dann runzelte er die Stirn, und Suko konnte förmlich erkennen, wie es dahinter arbeitete. Allmählich schälte sich das Begreifen hervor, und dann wußte er Bescheid.

Raul Ofre wollte hochfahren. Suko schüttelte nur den Kopf und sagte leise: »Laß es. Du bist gefesselt.«

Das merkte Ofre auch. Er hob nur, da er auf dem Rücken lag, den Kopf ein wenig an und schielte auf seine gefesselten Hände. Die stählernen Reifen blitzten. Ziemlich hart umspannten sie die Hände des Mannes.

»Alles klar?« fragte Suko.

»Ja, verflucht.«

»Du erinnerst dich an den Kopf, der dort gelegen hat?« erkundigte sich der Chinese, wobei er auf die kleine Konsole deutete, wo noch immer die blutige Decke als Andenken lag.

Ofre drehte den Kopf und verdrehte die Augen. »Er…er ist weg!« keuchte er.

»Ja, er ist verschwunden«, bestätigte Suko. »Der Kopf hat sich einfach aufgelöst.«

»Das gibt es nicht.«

»Wir haben es gesehen, und das muß dir genügen. Aber ich will von

dir wissen, wie so etwas möglich war. Das sollst du mir berichten.«

»Keine Ahnung.«

»Tu nicht so. Es war doch der Kopf deines Chefs, der dort lag. Warum? Weshalb hat man dem Mann den Schädel abgeschlagen?«

»Keine Ahnung!« brüllte Ofre und sprühte Suko fast seinen Speichel ins Gesicht.

Der Chinese blieb ruhig. »Und weshalb seid ihr hergekommen?«

»Weil wir für heute abend Geschäftspartner erwarten.«

»Um was geht es denn?«

»Das binde ich dir nicht unter die Nase, du Chink. Dich hat wohl die Konkurrenz geschickt, wie?«

»Mit der Konkurrenz ist es nichts mehr«, erwiderte Suko kalt. »Dein Boß ist tot, vergiß das nicht. Und ich will wissen, wer ihn auf dem Gewissen hat. Warum ist er gestorben?«

»Verdammt, ich weiß es doch nicht«, stöhnte Ofre. »Wir haben uns dieses Gasthaus zufällig ausgesucht, weil wir bei unseren Verhandlungen nicht gestört werden wollten.«

»Geht es um Rauschgift?«

»Nein.«

»Um was dann?«

Ofre zögerte mit der Antwort und schaute gegen die helle Decke.

Schließlich verzog er die Mundwinkel. »Ist ja doch egal. Es geht bei diesem Deal um Waffen. Alles klar?«

»Ja, natürlich.« Suko hatte es deshalb so genau wissen wollen, weil er nach einer Verbindung zwischen den beiden Männern und den unheimlichen Vorgängen suchte.

Diese Verbindung schien es jedoch nicht zu geben. Es war ein Schuß ins Leere gewesen.

Alles Zufall? Die Fakten deuteten daraufhin. Die Männer hatten sich hier eingefunden, um über ein illegales Waffengeschäft zu reden. In den Dunstkreis des Grauens waren sie rein zufällig geraten. Aber dafür richtig, denn einer hatte sein Leben verloren, daran gab es nichts mehr zu rütteln. Wie alles zusammenhing, das wollte und würde Suko erfahren. Seiner Ansicht nach mußte auch der Wirt, der sich so freundlich gab, mehr wissen.

»Was ist mit René Meier?« fragte der Chinese. »Ist er eingeweiht worden?«

»Nein, er weiß von nichts.«

Ofres Antwort klang überzeugend. Suko glaubte dem Mann auch. Sie würden einen dritten kaum mit ihren schmutzigen Waffengeschäften konfrontieren.

»Was geschieht mit mir?« fragte Ofre.

Suko überlegte. »Tut mir leid, Mann, aber ich kann dich nicht laufen lassen, da ich noch einiges zu regeln habe. Ich muß dich hier ans

Zimmer…«

Da schnellte Ofre hoch. Suko hatte selten einen Mann kennengelernt, der soviel einstecken konnte und auch so rasch wieder fit war. Deshalb hatte der Chinese genau achtgegeben. Die beiden aneinandergelegten Fäuste des Mannes erwischten ihn nicht, sondern streiften vorbei und trafen nur den Bettrand.

Mit dem Konter traf Suko voll ins Schwarze.

Er hatte abermals die Handkante genommen. Ofre konnte dem Hieb nichts entgegensetzen. Er verdrehte die Augen, würgte einmal, wurde blaß und kippte zurück.

Suko hob die Schultern. »Das, mein Junge, hättest du dir auch ersparen können.« Er bückte sich, löste eine Handschelle und fand dicht über dem Boden ein Rohr, das an der Wand entlanglief, etwa eine Handbreite über der Fußleiste.

Daran fesselte er den Mann. Ofres Lage war zwar nicht bequem, er kippte fast vom Bett, aber er hatte sie sich selbst zuzuschreiben, wie Suko meinte.

Mit einem letzten Blick auf Raul Ofre verließ er das Zimmer und betrat den leeren Gang.

Eigentlich hätten John und Bill längst zurück sein müssen, wo sie sich nur die Köpfe anschauen wollten, und Suko wunderte sich ein wenig. Er wollte nachschauen.

Leichtfüßig lief er die Treppe hinab, erreichte das Foyer und sah den Wirt hinter dem Tresen stehen, wo er kleine, bunte Hausprospekte aufeinander schichtete.

Durch ein grünlich schimmerndes Glasfenster schien die Sonne und zeichnete einen breiten Streifen auf Boden und Teppich.

»Wollen Sie jetzt speisen?« fragte der Wirt. Er wurde wohl sein Essen nicht los.

»Nein, das hatte ich nicht vor…«

Meiers Gesicht verschloß sich. »Aber Ihre beiden Freunde hatten mir gesagt, daß sie…«

»Die beiden suche ich.«

»Sind sie weggegangen? Kann ich Ihnen vielleicht behilflich sein, obwohl ich sie auch nicht gesehen habe.«

»Sie wollten sich das Haus ansehen.«

René Meier lachte ein wenig unecht. »Das hätten sie sich sparen können. Hausprospekte besitze ich in genügender Zahl. Ich hätte ihnen gern welche überlassen.«

»So meine ich das nicht.«

»Wie denn?«

»Meine beiden Freunde wollten sich Ihr zweites Haus anschauen. Sie wissen schon, das mit den hundert Köpfen.«

»Verstehe ich nicht«, sagte Meier.

Suko lächelte. »Habe ich mich nicht klar genug ausgedrückt?«

»Schon. Aber wollen sich Ihre Freunde das Haus von außen anschauen oder auch hineingehen.«

»Kann man das denn?«

»Es ist möglich.«

»Dann werden es die beiden auch sicherlich getan haben, wie ich ihre Neugierde kenne. Ist das denn verboten?«

René Meier hörte für einen Moment nicht zu. Sein Blick verschleierte und glitt an Suko vorbei, so daß der Inspektor seine Frage wiederholen mußte.

»Verboten ist es nicht. Nur habe ich so etwas nicht gern. Man hätte mich informieren sollen. Es ist nicht ganz ungefährlich, das Haus zu betreten.«

»Aus welchem Grund?«

»Das Haus ist alt. Da kann leicht etwas einstürzen. Wenn Ihren Freunden etwas geschieht, muß ich mich mit den Folgen herumschlagen. Versicherungen und so…«

»Die geben schon acht. Solange ihnen keiner die Köpfe abschlägt, kann es nicht so schlimm sein.« Suko lachte, der Wirt allerdings verzog keine Miene.

»Wie meinen Sie das denn?«

»Nur so. Vergessen Sie es.« Der Chinese wandte sich ab. »Damit Sie jedoch beruhigt sind, werde ich meine Freunde suchen und sie herholen, damit wir endlich essen können. Einverstanden?« Suko wartete die Antwort des Mannes gar nicht erst ab. Er machte kehrt und ging in Richtung Ausgang. Dabei machte er den Fehler, dem Wirt den Rücken zuzuwenden. Der aber hatte genug gehört, bückte sich blitzschnell und tauchte mit einer geladenen doppelläufigen Schrotflinte unter dem Tresen wieder hervor. Die beiden Mündungen wiesen auf Sukos Rücken. Auf dem Gesicht des Mannes lag ein teuflisches Lächeln, er würde nicht zögern und den Zeigefinger zum tödlichen Schuß krümmen…

***

Wir mußten unsere Überraschung erst einmal verdauen. Damit hatten wir beide nicht gerechnet.

Colette Dumas, das liebe, nette Mädchen stand vor uns und neben der gefährlichen Guillotine. Beide wurden von einer seltsamen Lichtaura umflort, so daß wir sie genau erkennen konnten.

Das Mädchen trug noch immer sein rotes Kleid. Ein Lächeln lag auf dem Gesicht wie eingefroren, und es hatte den linken Arm ausgestreckt, so daß seine Hand das Schafott berührte. Es überragte sie an Größe, und das Fallbeil befand sich etwa in Höhe des blonden Mädchenhaares.

»Aber sie hat ihn nicht getötet«, hauchte Bill Conolly. »Verdammt, John, das war eine andere.«

Entweder war Bill ein wenig verwirrt, oder er erinnerte sich doch nicht so genau, ich nahm ihm die Antwort nicht ab. Allerdings war sie von Colette gehört worden, und sie bestätigte in den nächsten Sekunden Bills Worte.

Zuvor jedoch sagte sie: »Willkommen in meinem Reich!«

Da stellten wir fest, daß sich ihre Stimme verändert hatte. Ja, sie sprach viel tiefer und auch langsamer, als hätte sie Mühe, die Worte zu formulieren.

Das ging nicht mit rechten Dingen zu. In dem Mädchen mußte eine andere stecken.

»Wer bist du?« fragte ich.

»Colette.«

»Nein«, erwiderte ich. »Du bist nicht Colette. Äußerlich wohl, das gebe ich zu, doch in dir steckt eine andere. Sag mir ihren Namen. Sag ihn uns.«

Abermals hörten wir das leise Lachen. Diesmal jedoch klang es spöttisch, nicht so hämisch. »Du bist schlau, John Sinclair, viel zu schlau. Es stimmt, was du vermutest. Ich bin Colette und bin es nicht. Ich gehorche einer anderen, von der du sicherlich noch nie etwas gehört hast. Kennst du Manon Descartes?«

»Nein.«

»Das ist mein zweites Ich.«

»Erzähle mir von ihr.«

»Das werde ich auch. Aber zuvor kannst du sie sehen. Schaut genau her, ihr beiden.«

Etwas Unheimliches geschah. Colettes Gestalt sahen wir plötzlich zweifach. Allerdings nicht so, als würde ihre Zwillingsschwester neben ihr stehen, nein, eine andere, aber gleiche Gestalt hatte sich über sie geschoben, und diese zweite Gestalt war ein Geist. Auch trug sie eine andere Kleidung. Ein weißes, tief ausgeschnittenes Kleid, einen goldenen Gürtel und ein Stirnband. Ihr Gesicht leuchtete und man hätte es als hübsch bezeichnen können, wäre nicht die totenähnliche Starre darin gewesen. Das Kleid reichte bis zum Boden, die Füße waren nicht zu sehen, und Manon Descartes trat an die andere Seite der Guillotine, wo sie sich abstützte.

»Seht ihr sie nun?« fragte Colette.

»Ja«, erwiderte ich. »Es ist also die andere. Und sie tötet die Menschen?«

»Das macht sie. Sie muß es tun!« Colette sprach jetzt mit normaler Stimme und drehte den Kopf, so daß sie Manon anschauen konnte.

»Sag du es ihnen, meine Liebe.«

Da begann der Geist zu sprechen. »Es ist wahr«, hörten wir ihr

dumpfes Organ. »Es ist wirklich wahr. Ich mußte töten, denn ich wollte meine Rache. Damals lebte hier ein Wirt, der die Köpfe der Verurteilten sammelte, das heißt, ihre Totenmasken. Bevor die Menschen starben, nahm er ihnen eine Maske ab und befestigte diese an der Hauswand seiner Schänke. Ein perverses Vergnügen hatte er dabei, und er nahm weder Rücksicht auf Frauen noch Kinder. Auch mich wollte man töten, weil ich den Frauen ihre Männer weggenommen habe und somit Haß und Zwietracht säte. Sie fingen und verurteilten mich, doch sie hatten etwas vergessen. Ich stand unter dem Schutz eines mächtigen Dämons, denn nur er hatte mir die Schönheit verliehen, damit ich Haß und Zwietracht unter die Menschen brachte. Als sie mich zum Schafott führten, da fiel das Beil, aber es tötete mich nicht. Mein Hals stoppte es, ich blieb auf der Guillotine liegen, und die Menschen flohen entsetzt. Ich aber holte mir den Henker und köpfte ihn, dabei schwor ich dem Teufel, ihm für alle Zeiten zur Seite zu stehen. Der Satan nahm meine Bitte entgegen und ließ mich als Geistwesen weiter existieren. Ich habe immer in diesem Haus gewohnt, das mit einem Fluch beladen war, denn die Köpfe an der Wand, die erfüllte ich mit meinem teuflischen Geist und erweckte sie in einsamen Nächten zu einem geisterhaften Leben, denn ich hatte ihnen versprochen, daß sie irgendwann einmal zu ihren Körpern zurückfinden könnten, die hier unten in den Särgen lagen und nicht verwesten. Auch dafür hatte der Teufel gesorgt.«

»Wer hat die Torsi hier hineingeschoben?« wollte ich wissen.

»Das war der Wirt. Er mußte es tun. Die meisten hatte man schon begraben. Ich zwang ihn. Wir holten sie wieder hervor. Einige waren verwest, andere noch gut erhalten, und der Wirt schob sie in diesen riesigen Keller. Leider waren es keine hundert Köpfe, nur neunundneunzig. Einer fehlte mir noch, und den habe ich mir heute geholt. Wenn die Zahl hundert erreicht ist, werden die Köpfe wieder zu ihren Körpern finden, so daß eine geisterhafte Armee lebender Leichen entsteht, die ich befehlige. So hat es mir der Teufel gesagt, und auch ihr werdet mich nicht mehr daran hindern können, denn auch eure Köpfe sollen fallen. Ich hätte es schon mit diesem Conolly in der letzten Nacht machen sollen, aber ich war so auf den einen Kopf fixiert, daß ich Conolly nur das Gedächtnis nahm. Ihr hättet wegfahren sollen, nun ist es zu spät. Schaut euch um, ihr beiden. Seht ihr nicht, wie die Köpfe reagieren. Sie werden durch meine Magie, die auch die des Teufels ist, wieder zu einer Einheit zusammengefügt und als lebende Leichname weiter existieren.«

»Und warum hast du das Mädchen genommen?« wollte ich wissen.

»Weil ich einen Gastkörper brauchte und mir die Kleine gefiel. Das ist alles. Sie war damit einverstanden und zeigte sich fasziniert. Auch ihr Vater war es. Nur die Mutter mußten wir töten, weil sie nicht

mitspielte, aber das weiß keiner. Wichtig für uns ist, daß die Zahl endlich erreicht wurde.«

Manon Descartes drehte den Kopf, und auch Colette wandte ihren. Die beiden sehen sich an, und ich konnte die Übereinstimmung in ihren Gesichtern erkennen.

Die würden zusammenhalten. Wir konnten nicht eine gegen die andere ausspielen.

»Wie hat sich das Geheimnis so lange halten können?« fragte ich nach.

»Es muß doch einmal entdeckt worden sein.«

»Nie«, erwiderte Manon Descartes. »Es wurde nie entdeckt, weil dieses Haus vererbt wurde. Die Wirtsleute hielten zusammen. Das Geheimnis wurde vom Vater an den Sohn weitergegeben, und jeder Wirt spürte den unheilvollen Geist, der hier lauerte. Nur der Besitzer des Hauses durfte den Keller betreten. Gleich nachdem der erste Wirt gestorben war, baute sein Sohn das zweite Haus, das zwar einmal abbrannte, jedoch wieder auf und dann auch umgebaut wurde. Das alte Gebäude riß man nicht ab, es ist sogar unter Denkmalschutz gestellt worden. Die Magie des Satans ermöglichte es, daß die Leichen nicht verwesten. Sie blieben und sie bleiben in ihrem Urzustand, denn sie warten darauf, daß die Köpfe wieder zu ihnen finden. Das ist nun soweit.«

Manon hatte kaum ausgesprochen, als Colette das Wort übernahm. »Ich habe ihren Geist gern aufgenommen, und ich weiß auch, daß dieses Haus nicht mehr weiter vererbt werden kann, weil es keine Söhne mehr gibt. Aber der Kreis ist geschlossen. Wir haben jetzt hundert Köpfe zusammen, die wieder zu den Leichen finden. Und ich werde sie zusammen mit Manon anführen. Wir gehen hinaus und suchen Verbündete, denn wir wissen, daß es sie gibt.«

Ja, da hatte sie nicht gelogen. Ich brauchte nur an Xorron, den Herrn der Zombies und Untoten zu denken, der all diese Wesen, die es auf der Welt gab, vereinigen wollte. Bisher war ihm das nicht gelungen, zudem mußte er sie auch finden, aber so etwas würde zu machen sein, denn Xorron wirkte wie ein gewaltiger Magnet auf die Untoten. Irgendwann kreuzten sich ihre Wege.

Auf keinen Fall durften wir zulassen, daß die Worte der Manon Descartes sich erfüllten. Die Köpfe sollten bleiben, wo sie waren und die Körper ebenfalls, wobei sie eigentlich zu Asche verfallen sollten, das wäre am besten.

»Wir müssen etwas tun!« wisperte Bill, der noch immer die Kerze hielt, wobei ihr Flammenschein uns genügend Licht gab, die nähere Umgebung zu erkennen.

Da bewegte sich etwas. Da war einiges in. Unruhe geraten. Ich sah die Köpfe nicht mehr, hörte jedoch schreckliche Laute aus den

ofenähnlichen Öffnung.
Dort fand in der Dunkelheit eine grauenhafte Vereinigung statt. Köpfe und Körper fanden sich, um zu einer Einheit zu werden. Ein Bild, das wir nicht mitbekamen, dessen Folgen wir jedoch sahen, denn ganz in der Nähe kroch zuerst eine gekrümmte Hand aus der Öffnung, der ein Arm und dann einer dieser Schädel folgte.
Die Hand wollte nach Bill greifen. Der Reporter zuckte zurück, und ich hörte das Lachen der beiden Frauen.
Der Kopf saß schräg auf dem Hals. Aufgerissen waren die Augen, die Zunge hing aus dem offenen Mund, ein grauenhafter Zombie wollte unser Leben.
»Nein!« schrie Manon. »Ihr gehört uns. Zuerst du, John Sinclair!«
Diese Worte lenkten mich ab, und ich nickte entschlossen. »Gut, Manon Descartes, ich komme!«
»John, bist du verrückt!«
Ich kümmerte mich nicht um Bill Conolly, sondern schritt auf die beiden Frauen zu…

***

Es war die gläserne Eingangstür, die Suko rettete. In ihr spiegelte sich die Bewegung des Wirts, und der Chinese sah auch die Waffe in den Händen des Mannes, die auf seinen ungeschützten Rücken zielte.
Der Inspektor explodierte förmlich.
Plötzlich befand er sich nicht mehr auf der Stelle, sondern hechtete flach über den Boden und hörte den ersten Schuß.
Wie Donnerhall schallte es durch das Foyer. Grell blitzte es vor der Mündung auf, und dann fegte die erste mörderische Schrotladung aus dem Lauf.
Auf kurze Entfernung kann Schrot tödlich sein. Das wußte auch Suko, und deshalb hatte er soviel Kraft in seinen verzweifelten Hechtsprung gelegt.
Er kam gut auf, ähnliche Sprünge hatte er tausendmal geübt, aber er wußte auch, daß die Waffe eine zweite Ladung besaß und daß der andere nicht zögern würde, noch einmal abzudrücken.
Während sich Suko mehrmals überrollte, um aus dem Gefahrenbereich zu gelangen, fluchte René Meier voller Wut, weil er beim ersten Schuß nicht getroffen hatte. Der Lauf der Schrotflinte folgte Sukos Bewegungen, der zusah, daß er hinter eine Sitzgruppe in Deckung gelangte.
Der Schußwinkel wurde schlechter. Meier mußte sich weiter über die Theke beugen, um seinen Gegner zu treffen.
Da peitschte ein Schuß.
Gleichzeitig drückte auch der Wirt ab. Genau in dem Moment, als ihn das Geschoß traf und er hoch zuckte, wodurch er die Mündung aus

der Richtung brachte.

Abermals entlud sich die Waffe mit einem wahren Donnerhall. Das Schrot prasselte gegen die Wände, riß ein paar Zierpflanzen mitsamt ihren Töpfen um und hämmerte dann in die Eingangstür, wo es das Glas zerbrach.

Auch Suko war von ein paar Körnern gestreift worden, doch seine Kleidung hielt das meiste ab. Zudem hatten sie nicht mehr viel Wucht, so daß sie Suko nicht einmal verletzten.

Das Echo schwang noch durch das kleine Foyer, als es von einem dumpfen Geräusch übertönt wurde.

Es war die Schrotflinte. Der Wirt hatte sie nicht länger halten können, denn tote Hände, die sind steif.

Das Gewehr kippte nach vorn und blieb am Boden liegen, während René nach hinten fiel, hart aufschlug, liegenblieb und sich nicht mehr rührte.

Suko erhob sich. Er fühlte sich mies, war blaß im Gesicht und dachte daran, daß er wahrscheinlich einen Menschen getötet hatte. Aber er wollte sich überzeugen.

Der Chinese schritt hinter die Rezeptionstheke.

Dort lag der Wirt.

Tot.

Sukos Kugel, in Notwehr abgefeuert, hatte ihn zufällig dort getroffen, wo bei einem Lebenden das Herz schlägt.

Da war nichts mehr zu machen…

Der Chinese wandte sich ab. Den Tod des Mannes konnte er nicht mehr rückgängig machen, das bedrückte ihn, aber er dachte auch an seine beiden Freunde. Daß René Meier ihn hatte aufhalten wollen, mußte seinen Grund gehabt haben.

Und den wollte Suko herausfinden.

***

Ich wollte auch etwas. Und zwar die Entscheidung. In diesem unheimlichen Keller, und ich wollte keine Sekunde länger zögern. Es gab für mich keine Alternative. Entweder Manon Descartes oder ich, deshalb ließ ich mich auch von Bill Conolly nicht aufhalten.

Schritt für Schritt bewegte ich mich auf die beiden Gestalten zu.

Da stand einmal Colette in ihrem roten Kleid. Sie hielt sich links der Guillotine auf.

Rechts sah ich Manon Descartes. Ein Geistwesen?

Wahrscheinlich. Doch dagegen gab es ein Mittel. Mein Kreuz. Noch hielt ich es verborgen, denn meinen größten Trumpf wollte ich zuletzt ausspielen.

Ich hätte mir gern die Ohren zugehalten, doch ich benötigte beide Hände, und so mußte ich mit anhören, wie in den schachtähnlichen

Öffnungen sich das nackte Grauen vollzog und die Zombies jammerten und heulten.

Es war ein Konzert des Schreckens. Laute, die ich nie gehört hatte, drangen an meine Ohren.

Klagend, heulend, jammernd und triumphierend zur gleichen Zeit. Hände und Arme krochen aus den Öffnungen, wollten nach mir greifen, streiften mich auch, hielten mich aber nicht auf. Meter für Meter näherte ich mich den beiden Wesen.

Einmal Mensch, einmal Geist…Schüsse hinter mir.

Das mußte Bill sein, der auf die Schädel feuerte. Ich hörte das Platzen und das Kreischen der anderen noch lebenden Zombiewesen. Und dann stand ich so nahe vor der Guillotine, daß ich sie mit der ausgestreckten Hand hätte berühren können.

Ich spürte die Magie.

Mit mir sollte das gleiche geschehen wie mit Bill Conolly in der vergangenen Nacht. Die Ströme des Unheimlichen wollten sich wie Pfeile in mein Gehirn bohren und mich zu einem Sklaven der anderen machen. Es war nicht einfach, dagegen anzugehen, wahrscheinlich hätte ich es auch nicht geschafft, wenn mir nicht mein Kreuz geholfen hätte.

Ich hatte eine Hand auf die Brust gepreßt und umklammerte das Kruzifix, auf dessen Kräfte ich hoffte und mich konzentrierte.

»Aufs Schafott mit dir, aufs Schafott!« So flüsternd heiser wurden mir die Worte entgegengeschleudert.

Ich machte das Spiel mit und tat so, als stünde ich bereits unter dem Bann der Henkerin.

»Gib ihr deine Waffe. Gib sie ihr…«

Sollte ich? Sollte ich nicht? Die Beretta war ein großer Trumpf. Wenn ich sie aus der Hand gab…

Wieder der Befehl. »Gib sie ihr!«

Ja, ich tat es und ging dabei voll auf Risiko, doch das war mir jetzt egal.

Ich mußte es einfach versuchen, wenn ich zu einem. Erfolg kommen wollte.

Mit der rechten Hand zog ich die Beretta aus der Halfter. Ich reichte sie nicht Manon Descartes, sondern Colette Dumas.

Sie riß sie aus meinen Fingern. Für eine schrecklich lange Sekunde sah ich in das kleine Loch, aus dem schon so oft der Tod in Form einer geweihten Silberkugel gedrungen war und Dämonen erledigt hatten, dann jedoch senkte Colette die Waffe und zischte: »Auf die Guillotine mit dir, John Sinclair!«

Erschrecken und andere Gefühlsäußerungen mußte ich mannhaft unterdrücken. Die kann sich ein im Bann eines anderen Stehender nicht leisten, und so blieb mein Gesicht glatt und ausdruckslos.

Ich bückte mich.
Colette machte bereits Platz, damit ich vor ihr hergehen konnte, um hinter die Guillotine zu gelangen, wo ich mich auf die Knie fallen ließ, mich gleichzeitig zusammenkrümmte und die Einbuchtung im Holz übergroß vor meinen Augen erschien.
Da sollte mein Kopf rein.
Und dann?
Ein pfeifendes Geräusch, wenn das Fallbeil nach unten jagte, ein dumpfer Aufprall - vorbei…
Ich hatte meine Hände an die Brust gerissen und die Finger unter mein Hemd geschoben. An der Haut spürte ich bereits das wärmende Silber, das auf mich wie ein Kraftstrom wirkte.
Sie würden es nicht schaffen, nein, sie würden es nicht. Ich wollte ihnen einen Streich spielen und sie mit dem geweihten Kreuz überraschen, in dessen Silber die vier Erzengel ihre Initialen hinterlassen hatten.
»Den Kopf in den Ring!« Hart klang der Befehl der Geisterfrau.
Ich zögerte.
Da griff die andere ein. Ich sah nicht, wie Colette ihren Arm vorstreckte, aber ich spürte den kalten Druck der Mündung in meinem Nacken und wußte in diesem Augenblick, daß ich mir mit der Abgabe der Waffe selbst ein Bein gestellt hatte…

***

Bill Conolly sah seinen Freund John Sinclair auf die Guillotine zugehen, und er starrte ihm nach. In seinem Innern verkrampfte sich einiges.
Sein verzweifelter Ruf hatte nichts gebracht. John wollte den Kampf allein, aber würde er ihn schaffen?
Bill war so damit beschäftigt, John Sinclair nachzustarren, daß er die Umwelt vergaß.
Und die war schaurig genug.
Erst als der Reporter eine harte Hand an seinem Arm spürte und sie ihn herumziehen wollte, da erwachte er aus seiner Lethargie. Die Bewegung machte Bill mit, und er sah ein Wesen vor sich, das sich bereits zur Hälfte aus dem Loch geschoben hatte. Grünlich schimmerte das Gesicht, ein fauliger Geruch streifte Bills Nase, der Reporter ekelte sich, zuckte zurück, riß die Waffe hoch und feuerte.
Die Silberkugel zertrümmerte den häßlichen Schädel des Wesens. Er flog auseinander. Der Körper rutschte ein Stück vor, bekam jedoch nicht das Übergewicht, sondern blieb mit pendelnden Armen hängen.
Sofort sprang Bill zurück, wurde jedoch im Rücken berührt. Er feuerte in der Drehung.
Der Zombie zuckte hoch. Grüner Schleim drang aus der Wunde, dann

war es vorbei.
Bill hörte einen Aufprall.
Dicht hinter ihm war es einem Wesen gelungen, aus der Öffnung zu klettern. Es war Mendez Garcia.
Diesmal saß der Kopf auf seinem Hals. Die Augen waren vorgequollen und stierten Bill an. Als er die Arme ausstreckte, schoß Bill zwischen den beiden Händen hindurch und traf Mendez Garcia tödlich. Der Zombie schraubte sich dem Boden entgegen, wo er gekrümmt liegenblieb.
Der Reporter schüttelte sich, als er sich umdrehte und mitbekam, in welch einer Lage sich John Sinclair befand.
Der Kopf des Geisterjägers lag schon fast in der Ausbuchtung. Und hinter John stand Colette. Sie hielt die Beretta in der Hand, deren Mündung sie gegen Johns Nacken preßte.
Würde sie schießen?
Bill wußte es nicht. Er wußte aber, daß er etwas unternehmen mußte, sonst war sein Partner verloren.
»Colette!« brüllte er.

***

Auch das Mädchen hörte den Ruf. Es schaute hoch und sah den Reporter mit gezogener Waffe im Gang stehen, während sich rechts und links von ihm die gierigen Klauen oder Körper aus den flachen Öffnungen schoben.
»Fahrt zur Hölle!« schrie sie und riß die Pistole hoch.
Da feuerte Bill Conolly. Er hatte keine andere Möglichkeit gesehen. Und er traf.
Das geweihte Silbergeschoß stieß Colette Dumas zurück. Sie fiel bis gegen die hintere Wand des Ganges und begann schrecklich zu röcheln, bevor ihre Knie nachgaben und sie zu Boden rutschte, wobei sie noch die Waffe verlor.
Colette blieb sitzen. Noch einmal öffnete sie weit Augen und Mund, dann wurde ihr Blick starr, und sie starb sitzend auf der kalten, feuchten Erde.
Das Mädchen hatte für seine Taten bezahlt!

***

Auch ich hörte den Schuß und merkte, daß der Mündungsdruck verschwunden war.
Jetzt oder nie!
Mit einem gewaltigen Ruck warf ich mich zur Seite. Gleichzeitig riß ich die Kette über den Kopf, bekam das Kreuz in die Hand und schleuderte mich selbst der Frau entgegen.
Sie war eine Geisterscheinung, und vielleicht wäre ich auch durch sie gefahren, aber ich hatte das Kreuz. Und seiner Wirkung konnte sie

nichts entgegensetzen.

Auf einmal wurde die Materie wieder fest, als sie in den geweihten Dunstkreis des Kruzifixes geriet. Aus dem Geist wurde ein Mensch, den ich fühlen konnte.

Kalt war die Haut, und ich riß Manon zu mir heran, wobei ich aus den Augenwinkeln mitbekam, wie Colette Dumas starb.

Darum konnte ich mich nicht kümmern, Manon Descartes war wichtiger.

Ich schleuderte sie herum, und diesmal war ich es, der sie auf das Schafott drückte.

Sie wollte sich wehren, aber ich preßte ihr das Kreuz auf den Rücken, und sie wurde schlaff.

Als hätten ihn unsichtbare Hände geführt, so fiel ihr Hals förmlich in die Ausbuchtung, wo er liegen mußte.

Sie kreischte und heulte. Wehrte sich verzweifelt, obwohl sie das Kreuz im Rücken spürte, das sie auch so vernichten würde.

Mit der linken Hand hielt ich mich an der Guillotine fest. Ich hörte noch das Pfeifen, sah dicht vor meinem Gesicht etwas entlang huschen, vernahm einen dumpfen Schlag, und einen halben Herzschlag später rollte ein Kopf über den Boden.

Manons Kopf.

Was der Henker damals nicht schaffen konnte, das hatte ich nun vollendet…

***

Sekunden später rannten wir aus dem Keller. Begleitet von einem unheimlichen Heulen, das die Zombies ausstießen. Sie vergingen der Reihe nach. Ich sah sie noch in den letzten Zuckungen um sich schlagen, und als wir den Gang endlich hinter uns gelassen hatten, zerfielen die ersten bereits zu Staub.

Ein alter Fluch war genommen, die schlimmen Wesen existierten nicht mehr.

»Los, ich helfe euch!«

Auf einmal hörten wir Sukos Stimme. Er stand am Rand der Falltür und hatte seinen Arm ausgestreckt.

Zuerst kletterte Bill hoch.

Ich folgte ihm auf den Fuß und begleitet vom Heulen der sterbenden Wesen.

Torkelnd erreichten wir das Freie und wurden von der Sonne geblendet.

Eine herrliche, wunderbare, fantastische Sonne, die für uns schien. Von der Hölle in den Himmel.

Dieser Vergleich fiel mir ein, und zum Glück lag die Hölle hinter uns.

Noch eine Überraschung wartete auf uns. Die Köpfe waren von der

Wand verschwunden. Für uns ein Beweis, daß der Fluch endgültig gelöscht war. Was es noch zu klären gab, würden wir mit der französischen Polizei absprechen.

Dort kannte ich einige Beamte, die auch über meinen Job Bescheid wußten und nicht zu viele Fragen stellten. Denn so etwas kann ich in meinem Beruf nicht gebrauchen…

ENDE

[1]Siehe Gespenster Krimi Nr. 215 »Die Rache des Kreuzritters«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 211 »Das Geistergrab«, John Sinclair Nr. 212 »Herr der roten Hölle«

[3]Siehe John Sinclair Nr. 81 »Der Sensenmann als Hochzeitsgast«